Dr. Albert Stöckl,

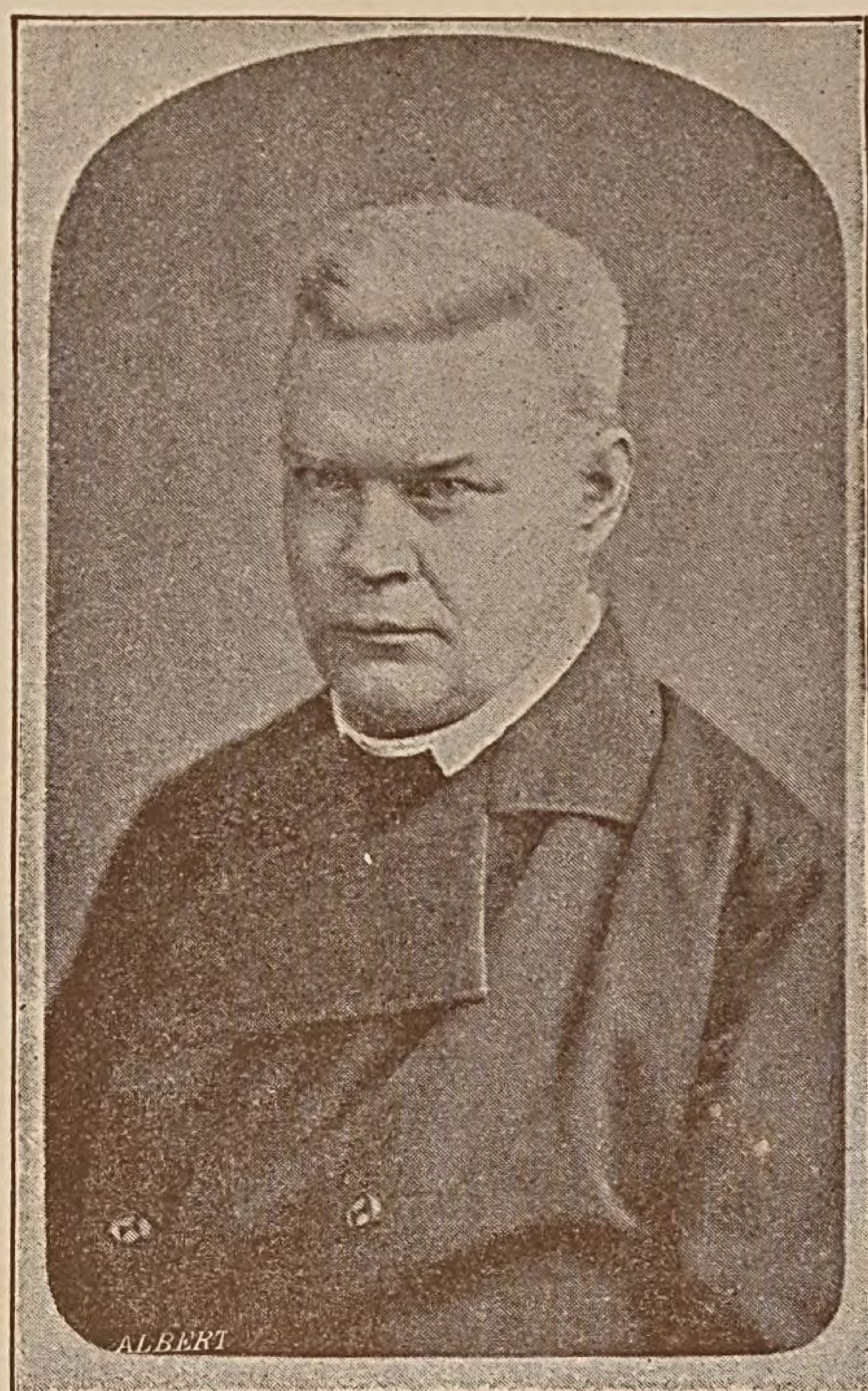
Domkapitular und Lycealprofessor in Eichstätt.

Eine Lebensskizze

verfaßt

von einem seiner Schüler.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1896.



Stoecker

Dr. Albert Stöckl,

Domkapitular und Lycealprofessor in Eichstätt.

Eine Lebensskizze

verfaßt

von einem seiner Schüler.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1896.

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Im Vaterhaus und an der Lateinschule.

Der Geburtsort des verewigten Lycealprofessors und Domkapitulars Dr. Albert Stöckl ist Möhren bei Treuchtlingen, eine liebliche Landidylle, eine Juraschöne, deren Fuß sich badet in einer klaren Quelle, deren Herz das Dorfkirchlein ist, deren Stirne im sogenannten Schutzengelhause den Stempel der Liebe und Mildthätigkeit trägt, deren Krone ein schönes Landschloß der Grafen von Pappenheim bildet, die Möhrenburg, welche den Herold ihrer Herrlichkeit längst gefunden hat.

Wer durchs grüne Thal der Möhren
Wallt beim hellen Sonnenschein,
Kann die muntern Wellen hören
Plaudern mit so manchem Stein;
Denn das heit're Kind im Grunde
Hüpft so froh durch Wiesen hin,
Lacht und schwatzt zu jeder Stunde,
Hat gar einen leichten Sinn.

Rechts und links auf sanften Höhen
Grüßt es froh den grünen Tann,
Grüßt auch im Vorübergehen
Manches Haus und manchen Mann.

Das Bächlein erzählt von der Burg:

Manch' Geschlecht sah dort ich hausen,
Manchen Ritter gut und schlicht,
Manches Banner sah ich zausen
Dort den Sturm, den argen Wicht.

Hab' auch ihn gekannt, den Degen —
Mehr sind's als zweihundert Jahr —
Der den Feinden allerwegen
Schrecken und Entsetzen war,
War ein Sturm in Schlachtenwettern,
Blitz der Stirne Schwerterbrand,
Im Gesicht in Narbenlettern
Ihm sein Ruhm geschrieben stand. (Kohl.)

In dieser historisch-denkwürdigen Ortschaft wurde dem biederen Dorfschullehrer Michael Stöckl am 15. März 1823 geboren ein Sohn, welcher in der Taufe, nicht vom Vater, sondern offenbar von der lieblich-waltenden Vorsehung den Namen des großen Philosophen des Mittelalters, des heil. Albertus, erhielt. Albert Stöckl hatte an seinem Vater einen trefflichen Erzieher, eine treffliche Erzieherin aber an seiner einfachen Mutter und an der vielfachen Armut seines Vaterhauses. Man hat heutzutage kaum mehr eine Ahnung, wie kümmerlich um die Geburtszeit unseres Albert ein Lehrer auf dem Lande leben mußte und wie kärglich sein Tisch bestellt war. Man konnte es dem geplagten Lehrer von Möhren nicht verübeln, wenn er auf die Frage seines Albert: „Was gibt's heute zu essen?" einmal mit Galgenhumor sang:

Kartoffel in der Früh,
Mittags in der Brüh,
Abends und allezeit,
Fort bis in Ewigkeit.

Man muß übrigens sagen, daß der kleine Albert mit seinen „Kartoffeln in der Früh, und mittags in der Brüh" ganz vortrefflich gedieh. Er wurde groß und stark, und auch der häuslichen Liebe und Eintracht that das karge Mahl keinen Eintrag: — lieblicher Friede herrschte im Hause. Wie sehr Albert Stöckl zeitlebens den Seinigen zugethan war, beweist der Umstand, daß er in späten Jahren noch sein Lehrbuch der Pädagogik in kindlicher Pietät, die ihn hoch ehrt, „seinem lieben Vater Michael Stöckl, 53 Jahre lang in der Gemeinde Möhren wirkenden Lehrer" widmete.

Die Mutter verlor Albert Stöckl schon in seinem 12. Lebensjahre. Dieselbe hatte sich am 2. Mai 1820 als Jungfrau Barbara Böswald, Schullehrerstochter zu Möhren, mit dem ehrsamen Johann Michael Stöckl, Sohn eines Zimmermeisters und Handelsmannes in Möhren, vermählt, dem jungen, strebsamen Gatten die Schulstelle eingebracht und neun Kinder ihm geboren, unter denen unser Albert das zweite war.

Julius, das vierte Kind dieser Ehe, geboren 1826, wurde wie Albert der Studienlaufbahn zugeführt, machte seine ersten Lehrjahre in Eichstätt durch, trat später in die Erzdiözese München über und starb als Pfarrkurat in Piding bei Reichenhall am 12. November 1890.

Das Leben mit seinen Wechselfällen zerstreute sämtliche Geschwister unseres Stöckl weit in die Welt; der Mittelpunkt der Familie blieb aber Hausnummer 3, das Schulhaus in Möhren, bis zum Jahre 1874, welches unseren Albert dreimal heimrief. Am 4. März 1874 starb die Stiefmutter Theres, eine geborene Meierle aus Rehau bei Monheim, nachdem sie vier Kindern das Leben geschenkt hatte. Am 20. Juni 1874 entschlief sanft und selig der Vater, welchem nach fünf Tagen schon Stöckls Lieblingsschwester Balbina, 26 Jahre alt, nach schwerem Leiden ins Grab folgte.

Ein schlichter Leichenstein im Friedhofe zu Möhren zeigt die Ruhestätte des Mannes an, welcher in seinem Sohne der Diözese Eichstätt den ruhmbedeckten Lehrmeister des Wahren und Guten gegeben. Dem einfachen Dorfschullehrer gilt des Dichters Lob:

Du hast in schweren, sturmbewegten Zeiten
Das heil'ge Gut geschützt mit starker Hand,
Die heil'ge Flamme hast du still bereitet
Im Kindesherz, von Gottes Lieb' entbrannt. (Kohl.)

Zum erstenmale betrat unser Albert die Stadt des heil. Willibald am Pfingstfeste des Jahres 1833, um das heilige Sakrament der Firmung zu empfangen. Die Firmungsgnade,

und was er in Eichstätt gesehen, zeitigte in seinem regen Herzen die Sehnsucht nach etwas Höherem. Endlich sprach er es aus: „Vater! Ich möchte studieren!“ Der Vater war erfreut, doch zaghaft; die Mutter zaghaft, doch erfreut; der Pfarrherr (Joseph Aloys Stöckl) billigte vollkommen den Wunsch unseres Albert; nur drohte ein mächtiges Aber wie ein unübersteiglicher Felsblock den neugewählten Lebensweg zu versperren: „aber, woher die Mittel nehmen?“ Kerniges Gottvertrauen überwindet immer und überall dies Scheinhindernis der Studienlaufbahn. Geführt vom treubesorgten Vater wanderte Albert im Herbste 1835 leichtbepackt nach Eichstätt, um vorerst kümmerlich als Stadtschüler zu leben und den Geist mit Studium und Gebet, den Leib aber mit den Gaben guter Leute zu nähren.

Am 8. November 1838 wurde er Zeuge eines denkwürdigen Vorganges.

Die Schutzengelkirche war mit Andächtigen gefüllt. Das hohe Domkapitel war anwesend, das gesamte Lehrerpersonal der Studienanstalt und die Spitzen der städtischen Behörden hatten sich eingefunden. Vorne knieten tiefandächtig in schwarzen Talaren mit roten Gürteln und weißen Chorröcken 20 kleine Studenten und 3 Alumnen. Freudige Erregung beseelte alle. Einer aber konnte den Jubel seines Herzens, konnte seine Dankgefühle gegen Gott nicht länger bemeistern: es war dies der fürstliche Bischof Karl August, Graf von Reisach, dessen glücklichste Lebensstunde eben angebrochen war, die Stunde, in welcher seine Schöpfung, sein Seminar, das erste tridentinische in Deutschland, durch eine kirchliche Feier eröffnet werden sollte. Leuchtenden Auges trat der Bischof vor die Versammlung und erklärte ihr die Bedeutung des Augenblickes warm, klar und gewinnend. Der Ansprache folgte eine Pontifikalmesse, in welcher sämtliche Zöglinge aus der Hand ihres Oberhirten, des Gründers der Anstalt, welcher sie jetzt angehörten, die heilige Kommunion empfingen. Ein feierliches Te Deum beschloß den erhebenden Akt. Die Klänge der Orgel verhallten, der Bischof kehrte

freudestrahlend in sein Palais zurück, die Seminaristen, geschart um ihren Vater Regens, verschwanden hinter den Thoren des Seminars: einer nach dem andern. Da schlich unser Albert still-einsam in sein Kämmerlein, betete und studierte weiter; aber — der große Bischof und die kleinen Studenten hatten es ihm angethan. Er ruhte nicht, bis er im 2. Semester des Eröffnungsjahres als Nummer 21 Aufnahme im Seminar mit einem ganzen Freiplatze gefunden hatte. Seine Mutter war gestorben; seine Stiefmutter hatte noch keine Zeit und keine Mittel gefunden, um ihren Albert mit der nötigen Wäsche zu versehen; darum versorgte ihn sein zweiter, wahrer Vater, Regens Ernst, und seine zweite, wahre Mutter, das Seminar, mit Linnen und Bettzeug, froh darüber, daß Stöckl Albert die Haupterfordernisse eines guten Seminaristen mit ins Haus brachte, ein unverdorbenes Herz und einen regen Geist.

Zweites Kapitel.

Im Seminar.

Wie der Epheu mit all seinen Trieben sich innig emporrankt am wetterfesten Eichbaum, so innig verbunden war die ganze Familie des heil. Willibald in all ihren Zöglingen mit Vater Ernst, der alle die Seinen empor lenkte zu den heiteren Höhen der Tugend und Wissenschaft. Mit ganzer Seele hing insbesonders unser Albert am Regens und betrachtete ihn mit täglich wachsender Verehrung, mit täglich wachsender Liebe als das Musterbild eines Erziehers. Rauhe Stürme des späteren Lebens, lange Jahre, Trennung und Tod konnten dieser ehrfurchtsvollen Stimmung nichts anhaben, konnten sie nur glänzend bewähren. Ein schönes Denkmal setzte Stöckl dem Regens Ernst in der Zeitschrift „Katholik", nachdem der Tod denselben heimgeholt hatte [1]).

Unter den Mitseminaristen ragte unser Albert vom Seminareintritt bis zum Austritte hervor an Körper und an Geist wie Saul unter den Israeliten. In seinen Schnallenschuhen, Gamaschen, Collarien, kurzen Hosen, Spenzern, Röcken und Filzcylindern war es ihm wohl allezeit, ob nun die Hausglocke zum Beten mahnte oder ans Pult dirigierte oder zu Spiel und Erholung das Zeichen gab. Als beim goldenen Seminarjubiläum anno 1888 ein kleiner Seminarist im Kostüm der Urseminaristen auftrat und an die alten Zeiten in netten

1) Katholik II. 577.

Versen erinnerte, da war es, als ob Stöckl nochmal jung geworden wäre: — zweimal mußte der Kleine aufsagen mit dem Cylinder auf dem Kopfe und nach allen Seiten sich drehen, damit sich Stöckl satt sehen und hören konnte.

In seinem Studium und Leben ging Stöckl frühzeitig jeder Sache auf den Grund, unterschied genau überall zwischen Hauptsache und Nebensache, Zweck und Mittel, und ordnete seine ganze Thätigkeit nach seiner Erkenntnis. So finden wir denn, daß ihm frühzeitig das liebste Gebet der Anschluß an den Priester beim heiligen Opfer war, der Zentrale christlichen Lebens und Denkens; und da er sich ein Buch, welches die kirchlichen Meßgebete enthielt, nicht kaufen konnte, so glich seine Energie die Armut seiner Studentenzeit aus und bewog ihn dazu, die Minuten, welche er zwischen den einzelnen Übungen der Tagesordnung gewinnen konnte, und so manche Stunde der Ferienzeit, zu benützen, um das ganze Missale abzuschreiben, und als nach Vollendung dieser gewiß nicht geringen Arbeit ein großer Teil des Manuskriptes verunglückte, ging er unverdrossen daran, die Arbeit nochmal zu vervollständigen. Daneben betete Albert Stöckl mit Vorliebe die Tagzeiten zu Ehren der lieben Mutter Gottes und nährte seinen Geist gerne am unerschöpflichen Weisheitsborne eines Thomas von Kempen.

Aus diesen reinen Quellen schöpfte Stöckl seine herrlichen Charaktereigenschaften, vor allen seine Bescheidenheit. Geistig all seinen Mitschülern überlegen ließ er doch andere nie dieses Übergewicht fühlen, gleichwie ihm in seiner späteren glänzenden Laufbahn nichts ferner lag als jeder Wissensstolz und jedes Prunken mit Gelehrsamkeit. Auf dem Grunde kindlich-einfältigen Glaubens, tiefer Frömmigkeit und goldreiner Tugend konzentrierte sich seine gesamte geistige Thätigkeit in dem Streben, Gott treu zu dienen und als Student der kleinen, als Gelehrter der großen Mitwelt zu nützen.

Seit der Neuerstehung des Vollgymnasiums in Eichstätt besuchte wohl kein Student mit gleicher Auszeichnung diese An-

stalt. Stöckl behauptete alljährlich den ersten Platz in allen Klassen und in fast allen Fächern, weshalb sich in jedem Jahre neben dem ersten allgemeinen Fortgangspreise auch fast alle Preise aus den einzelnen Fächern in seinen Händen vereinigten. Bene merenti: er hat's wohl verdient. Die halbe Stadt strömte bei solchen Gelegenheiten im Stadttheater zusammen, um das freudige Schauspiel zu erleben, wie unser Albert Mühe hatte, seine rotledernen Bände, deren Schnitte von Gold glänzten wie die Mienen ihres Trägers vor Freude und gerechtem Stolze, in seinen Armen fortzuschleppen. Stöckls Name war an solchen Tagen in aller Munde und Vater Regens freute sich im Hinterstübchen seines Herzens weidlich über seines Albertus Erfolge und über die Ehre seines Hauses und über das gute Beispiel und über den mächtigen Ansporn, welchen der Preisgekrönte allen Mitschülern gab. Unter den Zeugen dieses schönen Schauspieles saß mehrmals, mit Thränen der Freude in den Augen, der glückliche Dorfschullehrer von Möhren, der Vater des Preisträgers.

Ein wichtiges Kapitel im Seminarleben bilden die „Recreationen". — Stöckl war geboren zum Philosophen; wer aber mit Stöckl in den Erholungsstunden etwa philosophieren wollte, der kam schief an. „Ei was! Jetzt will ich meine Ruhe haben!" So schnitt er kurz ab. Er war immer heiter und gerne dabei, wo man in Ehren fröhlich war und mit bestem Geschicke regte er immer wieder Unterhaltungen an, für welche sich alle interessierten und an welchen alle in irgend einer Weise anteil nehmen konnten. Dabei unterstützte ihn besonders der quecksilberhafte Willi, ein kleiner Baron und ein großer Schalk als Zögling, ein kleiner Mann und ein großer Eiferer für Gottes Ehre in seinem Leben, das er als Redemptoristen-Missionär vor wenigen Jahren in Eggenburg in Österreich beschloß. Das Hauptwerk dieser Art Liebesthätigkeit Stöckls und Willis für ihre Mitbrüder war die Gründung des Seminartheaters, dessen wohlthuende Einwirkung auf Ermutigung

zum öffentlichen Auftreten, Ausbildung des Vortrags und auf Erheiterung heute noch die Willibaldiner an sich erfahren und zwar doppelt deshalb, weil das jetzige Seminartheater bei weitem nicht mehr so windelkindig ist, wie zu Stöckls Zeiten, wo Bretter, über Fässer gelegt, oder zusammengerückte Tische die Welt bedeuteten, und Leinentücher, vor die Zuschauer gespannt, die Grenze bilden mußten zwischen den zwei Weltreichen der Dichtung und der Wirklichkeit. In ihr ganzes Recht traten Stöckls und Willis Veranstaltungen während der Ferien im Seminar und später (seit 1841) auf Schloß Hirschberg, welches die Huld des Königs Ludwig I. den Seminaristen als Ferienaufenthalt gewährte, bis es (1860) durch Kauf Eigentum des Seminars wurde. Die prächtigen Räume des Schlosses, die reizende Aussicht, die nahen Wälder, die einladenden Spaziergänge, die altersgrauen Türme, die massigen Mauern, der fürstliche Hof, die lauschigen Gartenwinkel gaben die prächtige Scenerie des prächtigen Lebens ab, wovon mehr berichtet Dr. Hollwecks Geschichte des Bischöflichen Seminars in Eichstätt wie auch Dr. Morgotts Biographie „Regens Ernst.“ Hier muß nur gesagt werden, daß unser Albert Stöckl mit Genossen für die ganze Folgezeit bedeutungsvoll wurde, weil er es verstanden hat, den rechten Grundton anzugeben, nach welchem dann die Nachwelt weiter spielte. Im Seminarorchester gab Stöckl auch buchstäblich den Grundton an; denn er spielte die Baßgeige und noch dazu meisterlich. Einmal freilich gings ihm schlecht. Eben war Bischof Reisach zum Besuche gekommen auf das Schloß Hirschberg; eine Ouverture sollte losgelassen werden. Stöckl stand gravitätisch an seinem Instrumente; der Taktstock gab das Zeichen zum Draufgehen. Stöckl strich; Stöckl sägte; Stöckl wütete: Alles umsonst. Kein Ton wurde hörbar. Der Bischof sah dem großen Baßgeiger eine Zeit lang vergnügt zu; dann erhob er sich von seinem Sessel, ging auf ihn zu, nahm ihm den Fidelbogen ab, strich ein paar Mal über das Unterfutter seines

Talars und gab den Bogen zurück. Jetzt gings! Warum nicht gleich? Ein Schalk hatte den Bogen mit Unschlitt bestrichen. Daß es dem Stöckl köstlich gefiel auf Hirschberg, das beweist die Thatsache, daß er freiwillig als Alumnus und Professor öfters dortselbst Ferien machte.

Der Seminarist wird erzogen für den Priesterstand. Das Seminarleben leitet direkt auf diese Bestimmung hin. Daneben aber verläuft sich das Gymnasialleben, welches acht bis neun Jahre eine höchst kümmerliche Beziehung hat auf den künftigen Beruf des Seminaristen, welches vielmehr den Kopf des jungen Samuel zum wahren Januskopfe stempelt, dessen eines Gesicht der goldnen Zukunft am Altare zugewendet ist, das andere Gesicht aber genötigt wird, entgegengesetzt zu schauen in eine Welt voll heidnischer Lug- und Trugbilder. Die Seminaristen sind in Gefahr, ein unvermitteltes geistiges Doppelleben führen zu müssen. Das hat Albert Stöckl wie kein Zweiter gefühlt. Aber nicht nur gefühlt, sondern auch abgewendet hat er diese Gefahr mit bemerkenswertem Geschicke durch Gründung eines eigenen Vereines unter seinen Mitseminaristen.

Am 26. Februar 1843 trat Stöckl als Schüler der Oberklasse des Gymnasiums vor seine Brüder mit folgenden Worten:

„Ich bin hier aufgetreten, Euch ein Werk vor Augen zu stellen, das würdig ist, unter die Zahl derjenigen gerechnet zu werden, welche für unsere Genossenschaft überhaupt und für jeden Einzelnen von höchstem Nutzen sind und euch zur Teilnahme an demselben aufzuforden. Ja, ich wage es kühn zu sagen, dieses Werk, von welchem ihr heute vernehmen werdet, ist in gewisser Hinsicht für jeden unter uns notwendig, der es mit sich selbst und mit seinem Berufe (!) aufrichtig meint. — Ihr alle habt seit einigen Wochen bemerken können, daß etwas Geheimes in unserer Mitte vorgehe; das heimliche Flüstern, das geheimnisvolle Zusammensein einiger Mitglieder unserer Gemeinde konnte euch nicht entgangen sein. Manchem mag dies vielleicht Anstoß gegeben, manchen zu dem Argwohn verleitet haben, es werde etwa eine geheime Verbindung einiger Zöglinge zu einem bestimmten Zwecke daraus hervorgehen, welcher den übrigen ein Geheimnis bleiben sollte. Doch dem ist nicht so. Treu dem Geiste unseres Seminars, der nur Liebe und brüderliche Vereinigung ist, haben jene, welche hier vor euren Augen die Ehren-

plätze einnehmen, ihren Zweck nur darum so lange verheimlicht, um mit demselben plötzlich hervorzutreten und dadurch umsomehr Überraschung bei ihren Mitbrüdern zu erregen. So hört denn:

Schon lange regte sich in manchem der Wunsch, Gelegenheit zu finden, außer den Aufgaben der Schule auch freie Arbeiten zu liefern und auf diese Weise sich die Bahn zu brechen zu der selbständigen geistigen Thätigkeit, zu der er bestimmt ist. Aber wie? Lange waren wir unschlüssig. Da reichte uns unser Hochwürdiger Herr Regens ein ausgezeichnetes Mittel, dies zu bewerkstelligen, an die Hand. Es ist dies eine Vereinigung mehrerer Mitglieder unter dem Titel „litterarische Akademie". Eine solche Vereinigung besteht in mehreren Erziehungsanstalten, besonders in jenen, welche von den Jesuiten geleitet werden. Die übrige Verfassung und Einrichtung des Vereines ist seinem Zwecke angemessen. An der Spitze steht ein Vorstand, dem ein Rath, aus vier Mitgliedern bestehend, an die Seite gegeben ist. Die übrigen Teilnehmer schließen sich an diesen Mittelpunkt, den sie durch eigene Wahl zum Fundamente ihres Vereins gesetzt haben, an und bilden mit ihm gewissermaßen eine geistige Körperschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die freie litterarische Thätigkeit zu heben und zu befördern."

Stöckl trat mit einer Thatsache vor seine Mitbrüder. Der Verein hatte sich schon am 29. Januar desselben Jahres konstituiert und bestand aus neun Mitgliedern, deren Vorstand Stöckl war. Als Patron erwählte sich der neue Verein den heil. Aloysius. Den ersten neun Mitgliedern schlossen sich alsbald noch dreißig an und arbeiteten so emsig wie Bienen bei schönem Wetter zur Zeit der Lindenblüte. Stöckl wurde auch in den beiden folgenden Jahren als Präfekt erwählt. Es wird wohl kaum einer der folgenden Präfekten den ersten an rastloser Thätigkeit für den Verein übertroffen haben. Alle Monate händigte er dem Sekretär ein dickes Heft ein voll von Aufsätzen und Abhandlungen über laufende Themate des Kollegs. Unermüdlich war er bestrebt, seine Mitbrüder für den Verein zu begeistern, die Vorurteile gegen denselben zu beseitigen, die Wege für die Zukunft ihm zu bereiten. Am 5. November 1843 sprach er wahrhaft prophetisch:

„Ich hoffe noch in späten Jahren im Andenken der Mitglieder dieses Vereines zu leben; denn eine geheime Ahnung sagt es mir in dem Augenblicke, da ich als das erste Vereinsmitglied hier auf der Bühne stehe, die Akademie des heil. Aloysius werde unter dem Schutze dieses Heiligen von dem kleinen Anfange, mit dem sie durch meine Bemühung begann, zu einer

glänzenden Höhe sich empor schwingen und eine Quelle werden, aus der unendlich viel Gutes für jeden Einzelnen und für unsere ganze Gemeinde entspringen wird."

Und in der That ist es so geworden. Der Verein blüht noch heute und hat seit seinem Bestehen sich bewährt als Dolmetsch der Stimmung des Hauses bei allen freudigen und traurigen, festlichen, hochfestlichen und gewöhnlichen Anlässen, als eine wahre Wohlthat für das Haus des heil. Willibald und für dessen Glieder. Die überwiegende Mehrzahl der im Vereine gefertigten Arbeiten, etwa zwei Drittel, sind poetische Versuche der verschiedensten Art, vom einfachen Epigramm bis zum Drama. Darunter manche Perle. Zweimal wurde eine Anzahl der besseren Gedichte im Drucke veröffentlicht. Über die erste Sammlung hat sich Oskar von Redwitz bei einer Begegnung mit Regens Ernst sehr anerkennend ausgesprochen.

Stöckl selbst versuchte sich nur schüchtern im Versbau. Er war dazu zu nüchtern veranlagt; doch konnte er es sich nicht versagen, den Patron seines Vereines, den heil. Aloysius, in einem Triolette zu verherrlichen.

Wie könnte ich ihn würdig preisen?
Ein Triolett ist viel zu klein,
Um seiner Tugend Lob zu künden,
Um seiner Unschuld Kranz zu winden.
Wie könnte ich ihn würdig preisen?
Wie seiner Demut Schleier heben?!
Wie seines Herzens Liebe geben?!
Wie könnte ich ihn würdig preisen?
Ein Triolett ist viel zu klein,
Es müßt' ein großer Hymnus sein!

Ende des Schuljahres 1842/43 war Stöckl der erste Absolvent des neubegründeten Vollgymnasiums mit der Note der Auszeichnung. Mit einem reichen Fond von Kenntnissen und mit den edelsten Dispositionen für den priesterlichen Beruf begann er am 27. November 1843 als erster Kandidat des an diesem Tage eröffneten, neuerrichteten Bischöflichen Lyceums das akademische Studium.

In den Schätzen der Wissenschaft, die sich jetzt ihm dar- boten, fand er das Objekt, dem nunmehr seine eminente Kraft und Lust geistigen Schaffens geweiht war. Zwei Jahre widmete er dem Studium der allgemeinen Wissenschaften mit glänzendem Erfolge, obgleich er während des größten Teiles des einen Jahres auch die Stelle eines Studienlehrers provi- sorisch zu versehen hatte. In den drei darauffolgenden Jahren oblag er mit so rastlosem Eifer den theologischen Studien, daß er noch vor seiner Priesterweihe mit der ersten Frucht seines Fleißes an die Öffentlichkeit treten konnte; es war dies die mit hoher Anerkennung aufgenommene Bearbeitung der Preis- frage der Universität München über „die Liturgie der alt- testamentlichen Opfer". Preisgekrönt wurde damals der Kan- didat des Georgianums, Valentin Thalhofer, dessen Lebenswege schließlich mit denen Stöckls zusammenliefen im Domkapitel und am Lyceum zu Eichstätt.

Als Alumnus bekleidete Stöckl auch die Stelle eines Präfekten im Knabenseminar. Er war der erste, der als Alumnus dazu erwählt wurde; denn früher waren für diese Stelle nur Priester verwendet worden und sein Vorgänger im Amte war Dr. Ignaz Senestrey, der jetzige Bischof von Regens- burg, der auch das Verdienst hat, als Professor der Philosophie unseren Stöckl eingeführt zu haben in jene litterarische Renn- bahn, in welcher Stöckl sich unsterbliche Lorbeeren erringen sollte, wie denn auch ein früherer Bischof von Regensburg, der Namenspatron unseres Stöckl, Albertus Magnus, der Lehrer des größten christlichen Denkers, des heil. Thomas von Aquin, gewesen. Alberti Festtag brachte 1843 dem Eichstätter Lyceum den Mann, welcher Alberti Nachfolger werden, zuvor aber unserem Vaterlande den Jüngling heranbilden sollte, den man mit vielem Grunde schon den deutschen Thomas ge- nannt hat.

Die kirchlichen Weihen empfing Stöckl in kurzer Zeitfolge. Er wurde Minorist am 11. April 1847, Subdiakon am

19. Februar 1848, Diakon am 18. März 1848 und Priester am 22. April 1848.

Als der erste Priester, welcher aus dem Seminar und dem Lyceum des unvergeßlichen Bischofs Reisach hervorgegangen war, sollte und wollte er nirgends anderswo als in der Seminarkirche zum erstenmale am Altare stehen. Die Primizpredigt hielt der junge Professor am Lyceum Friedrich Kaufmann, welcher im Jahre 1892 als Dekan und Jubelpriester in Monheim starb. Mit Recht konnte der feurige Primizprediger vom neuen Diener am Altare prophezeien: „Er wird sein wie ein Baum, der an Wasserbäche gepflanzt ist, der seine Frucht geben wird seiner Zeit und sein Laub wird nicht abfallen und — alles, was er thut, wird gelingen.“ Ps. 1, 3.

Drittes Kapitel.

Der Hilfspriester.

Das größte Heiligtum der lieben Mutter Gottes in der Diöcese des heil. Willibald ist wohl die Wallfahrtskirche in Wemding, welche weithin grüßt ins Ries und jährlich Pilger aus den entferntesten Gegenden anlockt. Dieser Gnadenstätte schenkte das Seminar des heil. Willibald seine Erstgeburt. Dorthin nämlich wurde Stöckl als Wallfahrtspriester berufen am 7. Juni 1848. An diesem Posten ist an vielen Tagen die Arbeit und die Ernte groß, der Einblick in die Not der Seelen tief und das Walten der Gnade Gottes auf Mariens Bitte fühlbar.

In des heil'gen Tempels Mitte
Steht der Jungfrau Weihaltar,
Wo so manche fromme Bitte
Hört die Mutter wunderbar.
Hinterm Altare
Fließet der Quell,
Plätschert die klare
Die heilige Well' .....
„Wandle im Frieden!"
Brünnlein quillt,
„Maria hienieden
Schütze dich mild!" (Kohl.)

Nach schwerer Arbeitslast bleibt dem Wallfahrtspriester in Wemding auch wieder Muße zur freigewählten Beschäftigung in dem trauten Kaplanhause oder in dem großen Blumen- und Obstgarten, der dazu gehört. So eben wollte es Stöckl

haben: er wollte arbeiten in der Seelsorge; aber recht lieb war es ihm trotzdem, daß er nebenbei Zeit übrig hatte zum Studium.

Wenn Stöckl andächtig am Altare stand, kniete zuweilen vor dem Gnadenbilde des Sitzes der Weisheit ein gar frommer, neunjähriger Knabe, Namens Mathias Schneid, aus der Stadt Wemding, der berufen war, lange Jahre neben Stöckl zu wirken als Lehrer der Philosophie. Die göttliche Vorsehung hat sie auch im Friedhofe nebeneinander gebettet.

In den Ferienzeiten kehrte auch ein strebsamer Student aus dem nahen Kreuth fleißig bei Stöckl ein. Es war dies ein dritter zukünftiger Professor an der philosophischen Sektion des Eichstätter Lyceums: Michael Lefflad. Im Jahre 1849 wurde Stöckl Provisor des Prädikaturbenefiziums in Wemding. Als Prediger war er ausgezeichnet durch Gedankenreichtum und durch strenglogische Gliederung des Themas, sowie durch Liebe zum Predigtamte. Den Lehrton trug er freilich mit auf die Kanzel. Seine Stimme war nicht ausgiebig. Der Schreiber dieser Zeilen hat es heute noch nicht verziehen und notiert es deshalb mit einem gewissen Rachegefühl, daß Stöckls Predigt an einem Silvesterabend in der Schutzengelkirche in Eichstätt zwei Stunden und eine halbe gedauert hat bei grimmiger Kälte.

In der Stadt Wemding ist ein Kapuzinerklösterlein, ruhig und friedlich gelegen, mit schönem Garten. Jetzt dient es halbinvaliden Klosterherren zur Erholung; ehedem war ein Noviziat von Klerikern darin untergebracht. Die Novizen zu Stöckls Zeiten hatten keinen Lehrer der Philosophie. Nun aber war der junge Wallfahrtskaplan, wie sein Ruf und sein Regens besagten, ein vollendeter Lehrer der Philosophie. Also im Kloster Schüler ohne Lehrer, an der Wallfahrt ein Lehrer ohne Schüler. Da war bald geholfen, indem Stöckl gar fleißig ins Kloster kam und im engen Schulsaale oder peripatetisch im schönen Garten seine aufmerksamen Schüler in die Tiefen

der Weltweisheit einführte. Zwar wollte es diesem und jenem schlichten Sohne des heil. Franziskus, wie auch anderen Menschenkindern, nicht recht nach dem Sinne sein, wenn ihnen derjenige, den sie als lieben Gott, als Jesus hochgelobt in Ewigkeit, als süßen Seelenbräutigam in seraphischer Andacht nannten und bekannten, jetzt in kalten Deduktionen als ens supremum, als actus purus, als summus ordo u. dgl. vorgestellt wurde; allein der junge Gelehrte zeigte ihnen begeistert, daß diese Denkart ein notwendiges Bollwerk sei, aus welchem die Feinde der Religion, die auf der Fallbrücke des Verstandes anmarschieren gegen die Wahrheit, siegreich zurückgeschlagen werden könnten und müßten. Die frommen Kleriker gaben sich damit zufrieden und bewahrten zeitlebens ihrem jugendlichen Herrn Professor ein dankbares Andenken und sagten ihm oft für seine Mühen ein kapuzinerfrommes Vergelts-Gott. Gott hat vergolten und immer klarer trat allmälig dem jungen Gelehrten sein Lebensziel vor augen und immer lebhafter fühlte er sich berufen,

unter dem Leitstern des Christentums auszusegeln und zu suchen nach dem von aller Welt, wie es schien, verlassenen Gebiete der philosophischen Wahrheit, durch das Labyrinth der Neuerungen an dem Faden der Geschichte bis in das Heiligtum der Königstochter Philosophie vorzudringen und die im Dunkel der Bibliotheken begrabene Wahrheit zu erforschen, im Worte zu lehren, in Schriften zu verbreiten und so in sich, in seinen Schülern und in seinen Zeitgenossen der echten, christlichen Gnosis einen sicheren Unterbau zu errichten und ein festes Arsenal zu schaffen, angefüllt mit Waffen für die geistigen Ringkämpfe zwischen dem gläubigen und dem revolutionären Verstande.

Es war eine Riesenaufgabe, welche die Vorsehung unserem Stöckl und welche Stöckl in Übereinstimmung mit der göttlichen

Vorsehung sich selbst zuwies. Stöckl hat diese Aufgabe im Vertrauen auf Gott übernommen, fortgeführt und gelöst.

Dies war freilich nur möglich im Besitze einer Arbeitskraft, wie sie Stöckl besaß. Der berühmte Dogmatiker Heinrich that einst den Ausspruch: „Ich kenne keinen Gelehrten, der eine solche Arbeitskraft besessen hätte, wie Dr. Stöckl.“ Wer die Ballen des handschriftlichen Nachlasses dieses merkwürdigen geistigen Arbeiters betrachtet, der wird staunen müssen darüber, daß eine Feder soviel zusammenschreiben konnte. Dabei drängte noch diese eine Feder die Buchstaben möglichst enge zusammen in Schriftzügen, die sich immer gleich blieben von Anfang bis zum Ende, wie Stöckl sich selbst gleich blieb in seinem Thun und Denken — ein wahrer Charakter.

Seine seltene Geisteskraft war getragen von einer seltenen körperlichen Rüstigkeit. Es war fast possierlich, was vor wenigen Jahren irgendwo geschah. Da waren viele geistliche Herren auf einem Spazierwege beisammen, darunter auch ein Alumnus aus einer fremden Diöcese. Der Dickste in der Gesellschaft redete eben den weitaus Größten an mit: „Herr geistlicher Rat!“ Der Alumnus wurde neugierig, zog einen der Herren beiseite und fragte, wer jener große geistliche Rat sei. Die Antwort lautete lakonisch: „Das ist der Stöckl.“ Nun hätte man den Alumnus photographieren sollen, wie er starr stehen blieb und geradeaus stierte. Er hatte sich „den Stöckl“ wahrhaftig ganz anders vorgestellt, etwa als knöcheriges Männlein — im Philosophenmantel — mit gelben Gesichtszügen wie altes Pergament — unnahbar für gewöhnliche Menschenkinder — in einer Art Nimbus schwebend oder in Lichtwolken. Statt dessen hatte er eine Gestalt vor sich, beinahe wie Tacitus einen Urgermanen beschreibt, eingehüllt in die ganz gewöhnliche, vorschriftsmäßige Priesterkleidung, und in Umgangsformen sich gefallend, die in nichts sich unterschieden von denen eines jeden anderen Priesters, welcher seine Würde wahren, aber einen Anspruch auf Hoffähigkeit nicht erheben

will. So wie dem fremden Alumnus ging es gar manchem. Wer Stöckl zum erstenmale sah, glaubte für den Augenblick nicht, daß er den weltberühmten Mann vor sich habe; allein bei näherer Betrachtung ließ die hohe, von Furchen durchgrabene Denkerstirne, der philosophisch-ernste Gesichtsausdruck, das tiefliegende, scharfblickende Auge nur zu deutlich den geistigen Adlerblick ahnen, mit dem er die Tiefen der Wahrheit zu ergründen suchte, und flößte jedem wahre Ehrfurcht gegen den Gelehrten ein, dessen Haupt frühzeitig schon bis an sein Ende von einem reichen Silbergrau der Haare umrahmt war.

Wollte man Stöckls geistige Veranlagung signalisieren, hätte man wahrhaftig manchmal seine liebe Not, um die richtige Bezeichnung zu finden. Sein geistiger Blick war wirklich ein Adlerblick; sein Urteil war in fast allen Gebieten des Lebens, in eminenter Weise aber in den Fragen der natürlichen Wissenschaften vollkommen sicher und zutreffend; seine Gedankenwelt war eine acies ordinata, eine geordnete Schlachtreihe; die Ordnerin dieser Schlachtreihe war eine natürlich veranlagte und wissenschaftlich durchgebildete Logik, welche ihresgleichen sucht, nicht nur in der Gegenwart, sondern in der Geschichte aller Zeiten; sein Gedächtnis war derart zuverlässig, daß er alle seine Vorlesungen, selbst jene über die verworrensten Gebiete der Philosophie-Geschichte, ohne Zuhilfenahme eines Buches oder Heftes zu halten vermochte. Er machte den Eindruck, als wüßte er alle seine Werke auswendig herzusagen und zwar in allen ihren verschiedenen Auflagen.

Am stiefmütterlichsten war in Stöckl vielleicht die Phantasie ausgestattet. Er war ein Verstandesmensch, der die Phantasie als Gefangene am Triumphwagen seines Geistes führte.

Veredelt durch und durch war Stöckls Gemüt. Wie kindlich-fromm konnte er beten! Wie pietätsvoll hing er an seinem alten Vater! Wie treu ergeben war er dem Seminar! Galt nicht seine ganze Thätigkeit der Verherrlichung des

Wahren, des Schönen, des Guten?! Wie nahe ging ihm der Tod eines Freundes! Auf Suttners Sarg sprengte er die letzten Tropfen Weihwassers mit unsagbarem Weh, wie er selbst einmal gestand. Wo immer die Auktorität in frage kam, beugte er sich, selbst wenn es ihm schwer wurde. Fremdes Leid fand stets sein Mitleid. Möge es in der Diözese des heil. Willibald niemals vergessen werden; möge es stets im Hause des heil. Willibald in lebhafter Erinnerung bleiben, daß Stöckl, soviel er auch Werke schrieb in seinem langen Leben, seine Feder nicht anders in die Hand nahm, als in der Absicht, den letzten Pfennig zeitlichen Gewinnes, der ihm erwachsen würde, zum Besten des Seminars, seines zweiten Vaterhauses, verwenden zu wollen! Jeder Buchstabe seiner zahlreichen Werke ist geschrieben mit dem Golde der dankbaren Liebe zum Seminar!! Welch ein Edelmut! Welche Seelengröße!

Stöckl war durchaus ernsten Sinnes, so lange er betete, so lange er studierte, so lange er auf dem Lehrstuhle saß, so lange er im geistlichen Rate beschäftigt war: kurz, so lange er beruflich thätig war; wenn er aber „ausspannen“ durfte, wie er sich auszudrücken pflegte, gab er sich ganz und gar einer ungezwungenen Heiterkeit hin und sah es gerne, wenn er eine heitere Umgebung hatte, sah es gerne, wenn der neckende Schalk ihn selbst verfolgte — bis an die Grenze seines Berufslebens, insbesonders seines Lehrberufes. In dieses Gebiet durfte man, wenn man Stöckl necken wollte, sich nicht verirren. Da winkten die ernsten Falten seiner hohen Stirne schnell und entschieden ab. Im Übrigen konnte, wollte und mußte aber der gute Herr viel ertragen.

Im Gemütsleben ist regelmäßig die Achillesferse eines Charakters versteckt. So auch bei Stöckl. Gestehen wir es offen, daß er eine gewisse Furcht hatte vor dem Altwerden und Sterben bis zu seinem 70. Lebensjahre. Auf viele Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstage gab er gar keine Antwort. Merkwürdigerweise schwand diese Furcht ganz, als er wirklich

in die siebziger Jahre eingetreten war. Von dieser Zeit an machte er mit voller Gemütsruhe sich mit dem Gedanken vertraut, alt und dem Grabe nahe zu sein.

Eine andere Schwäche in Stöckls Gemütsleben war seine irascible Erregbarkeit. Er konnte über kleine Dinge einen großen Zorn haben, so z. B. wenn ihm das Glück in einem Spiele um Pfennige, das er dann und wann im Freundeskreise sich erlaubte, nicht günstig sein wollte. Aber wie kindlich demütig leistete er Abbitte, wenn ihm sein wildes Rößlein einmal wieder durchgegangen war!

Etwas ganz Eigenartiges war an Stöckl bemerkbar. Der sonst so nervenstarke Mann konnte durchaus keinen Wachtelschlag hören und noch weniger einen Gockelruf. Im Seminar wohnte er neben dem Musikzimmer; keine Übungen, kein Clarinettengix, kein Trompetenquix, kein falscher Musiksatz, kein Violingekratz, kein Paukenschlagen, kein Versaufsagen, kein Skalasingen, kein Saitenspringen, nichts dergleichen vermochte ihn zu stören; aber ein Hahnenruf brachte ihn außer Fassung. Dr. Morgott, der im Seminar sein Zimmernachbar war, erzählt: „Manchmal hörte ich Stöckl schon in der Frühe um 3 Uhr auf dem Gange schimpfend auf- und abgehen. Warum? Ehe der Hahn zweimal gekräht hatte, war Stöckl schon aus dem Bette gejagt, so sehr ergriff ihn dies. In Münster wechselte Stöckl sogar seine Wohnung einmal wegen eines Hahnes." In Eichstätt kaufte er einem Seminarnachbar eine Wachtel und auch einen Gockel ab in der Hoffnung, der Nachfolger des Hühnerhofkönigs werde doch wohl manierlicher sich geberden. An seinem Namenstage bekam er einst eine Kiste von einem Landpfarrer zugeschickt. Stöckl öffnete sie neugierig. Darinnen aber war ein großmächtiger, lebendiger Gockel. Schnell ließ ihm Stöckl von seinen dienstbaren Geistern den Kopf abdrehen und schrieb an den hochwürdigen Absender: „Der Hahn hat mich nicht angekräht. Ich ließ ihm keine Zeit. Sein Fleisch schmeckte mir doppelt angenehm, denn ich aß ihn erstens

mit Appetit, zweitens aber mit dem Gefühl befriedigter Rache, die ich nehmen ließ an diesem Kerl für die vielen und großen Sünden seines Geschlechtes.“ Im späteren Leben Stöckls ging diese Eigenart noch etwas weiter. Im Domchor hatte ein älterer Herr die Gewohnheit, fortwährend zu hüsteln. Dies wurde unserem Manne so unerträglich, daß er ganz gegen alle Chorordnung sein stallum verließ und einfach einen anderen Herrn in seinen Platz hineinschob.

Trotz aller Demut hütete er mit zarter Wachsamkeit den guten Namen, den er als Gelehrter durch Wuchern mit seinen Talenten sich erwarb. Demut und Ehrgefühl wohnten bei ihm in voller Eintracht beisammen. Die Lilie seiner Priestertugenden trübte kein Hauch.

Wahrhaft! Ein schöner Charakter zierte den großen Gelehrten.

Viertes Kapitel.

Der Lycealprofessor.

Das Schwarze stiehlt sich überall
Den hellen, goldnen Sonnenstrahl;
Der reine Spiegel giebt ihn ganz
Zurück in ungeschwächtem Glanz.

So gerne Stöckl in Wemding geweilt hatte, so vernahm er es doch mit heller Freude, daß ihn Bischof von Öttl am 18. Oktober 1850 mit dem Lehramte der theoretischen Philosophie betraut habe an stelle seines Lehrers und Erziehers, des Regens Dr. Ernst.

Noe hielt die Geschöpfe der Erde zur Zeit der Sündflut sorglich in seiner Arche zusammen. Als die Zeit der Entlassung kam, schickte er zuerst einige Vögel aus, um sich Gewißheit zu verschaffen, wie es draußen bestellt sei. Von den entsendeten Vögeln kehrten ein paar nicht wieder; eine Taube wußte nicht, wohin sie den Fuß setzen solle und kehrte alsbald wieder; eine andere Taube kehrte zurück mit einem Ölzweige. Etwas Ähnliches geschah in der ersten Zeit des Bischöflichen Seminars in Eichstätt. Regens Ernst hielt sorgsam seine Zöglinge zusammen, um sie zu sichern vor der Sündflut der Welt. Als die Zeit der Entlassung kam und die ersten flüggen Vögel ausflogen, da kehrten einzelne nicht wieder. Suttner, der spätere Dompropst, wußte nicht recht, wo er seinen Fuß hinsetzen solle; er hatte keinen bestimmten Seelsorgsposten; Regens Ernst streckte seine Hand aus, ergriff die Taube und brachte sie in die Arche zurück. Andere, darunter Stöckl als erster (ferner Pruner,

Morgott, Pfahler, Schmid, Lefflad) kehrten mit dem Ölzweige zurück d. h. ausgerüstet mit der Himmelsgabe zu lehren und die Lehren der Wahrheit wie licht- und kraftgebendes Öl in die Seelen träufeln zu lassen.

Auf diese Weise kam das Seminar in Eichstätt dem Ideale eines tridentinischen nahe. Es bestand jetzt gleichsam aus einem Knaben-, Kleriker- und Professoren-Seminar, welch letzteres fast alle Lehrer des Lyceums in sich schloß, die der Hausordnung sich unterwarfen und anfingen, auch den Unterricht im Knabenseminar ganz zu übernehmen. Sie hatten recht gut das Zeug dazu; allein andere Einflüsse ließen das Ideal nicht wirklich werden und man fügte sich den Verhältnissen in der begründeten Befürchtung, es möchte das Beste des Guten Feind werden.

Denselben Einfluß, welchen Stöckl als Seminarist auf seine Mitseminaristen ausgeübt hatte, übte er als Seminarprofessor auf seine Kollegen aus. Er gab ihnen das Beispiel ernsten Studiums, treuer Pflichterfüllung, unverletzlicher Friedfertigkeit und ungezwungener Heiterkeit. Es that ihm überaus wohl, unbekümmert um Wäsche-, Wohnungs- und Nahrungssorgen, ferne vom Weltgetriebe, höchstens durch des Thorbäcken Gockel gestört, sonst aber unbehindert, der Wissenschaft leben zu können.

Er fühlte durchaus kein Bedürfnis, Gesellschaften außerhalb des Seminars aufzusuchen; vielmehr hielt er seine Freizeiten regelmäßig nach Tisch bis 1 ½ Uhr mittags und bis 8 ½ Uhr abends im Garten oder im Refektorium, wo er mit seinen Kollegen zwischen den beiden Ecköfen peripatetisierte. Suttner war täglich dabei, ebenso Regens Ernst, wenn er nicht mit den Alumnen auf den Gängen Freizeit machte. Subregens Pruner und Musikpräfekt Morgott schlichen sich gerne in den letzten Viertelstunden hinzu, wenn die Pflicht es gestattete. Regens Ernst disputierte gerne; Stöckl hörte lieber den unerschöpflichen Anekdoten Suttners zu, welche er herzlich belachen konnte. Die tägliche Seminarflucht der Kollegen Pfahler und Schmid war nicht ganz nach seinem Sinne: er wollte ganz

dem Seminar gehören. Merkwürdig ist, daß er noch in seinem Testamente nicht als Lycealprofessor sich bezeichnete, sondern als Seminarprofessor.

Im Seminar hatte Stöckl den Grundsatz, sich nicht wecken zu lassen. Nun ist aber ein gesunder Geist in einem gesunden Körper zwar ein klassisches Ideal, aber auch ein gutes Schlafmittel. Daher kam es, daß Stöckl seine gewöhnliche Zeit für die heilige Messe (in der Regel 1/2 6 Uhr) etwas überschritt, so daß ihn selbst die Stadtstudenten, welche um 1/2 8 Uhr zur Kirche kamen, noch am Altare trafen. Der alte Meßner, Ziller genannt, wußte, wenn um 1/2 6 Uhr nach Stöckl gefragt wurde, seinen lieben Gönner zu entschuldigen mit den Worten: „Der Herr Stöckl hat Besuch.“ Wer weiter fragte, erfuhr auch, daß der Herr Dekan Zipfel auf Besuch bei Stöckl sei. In Ellingen lebte um jene Zeit ein Dekan, der den Namen Zipfel trug; der aber war nicht gemeint.

Stöckl studierte als Seminarprofessor so eifrig, daß er während der Woche fast nie spazieren ging. Später änderte er diese Praxis und machte einen täglichen Spaziergang, immer zur nämlichen Zeit, ob Hundewetter war oder Gluthitze, und immer auf dem nämlichen Wege, so daß anderen bald die Lust verging, ihn zu begleiten. Die Wege, welche er wandelte, die Bänke, auf welchen er ausruhte, wurden schließlich Stöcklsweg, Stöcklsbank, Stöcklsruhe u. dgl. von den Studenten getauft.

Ins Kolleg kam unser Herr Professor pünktlich wie ein Regulator 5 Minuten nach der Freiviertelstunde. Im Beschließen der Stunde brachte er die bei Beginn des Kollegs den Zuhörern geschenkten 5 Minuten regelmäßig wieder ein. Die gute Disziplin der Willibaldiner gestattete dies leicht. Als aber norddeutsche Alumnen in großen Schaaren nach Eichstätt kamen, brachten sie in ihren Universitäts-Schuhen Scharrwerkzeuge mit, welche ihm manchmal an stelle eines Tag- oder Nachtwächters meldeten: „Hat zehn Uhr geschlagen.“ Stöckl hörte es einfach nicht.

Wäre das lebendige Wort nicht ungleich wirksamer als das geschriebene oder gedruckte, so hätte Stöckl fast umsonst Vorlesungen gehalten: so wörtlich trug er seine Lehrbücher vor. Klarheit war der Hauptvorzug seiner Vorträge. „Stöckls Philosophie kann nicht die richtige sein," meinte einst ein Schüler. Und warum? „Weil sie gar so leicht verständlich ist." Der junge Mann wußte offenbar Stöckls außerordentliches didaktisches Geschick nicht zu würdigen. Stöckl erfuhr später diesen Ausspruch und lachte herzlich darüber. In der That war in diesem Urteile ein großes Lob für Stöckl enthalten; denn Klarheit ist das Kennzeichen der Wahrheit. Im Trüben ist gut fischen; darum wählt die Lüge gerne eine verworrene Sprache. Klar ist die Lüge nur, wenn sie schamlos geworden ist.

Wer Stöckls Bücher liest, wird die meisten derselben breit geschrieben finden. Was aber in der Lektüre als Breite erscheint, machte sich im Vortrage als wohlthuender Vorzug fühlbar.

Im Examen verlangte Stöckl meist nur eine klare Übersicht über den behandelten Gegenstand und eine gründliche Darlegung der Hauptpunkte. Sobald Stöckl im Kolleg den Stoff fürs Examen bezeichnete, begann auch in mancher Brust die Bangigkeit sich platz zu machen; denn Stöckl war bekannt als strenger Examinator. Er nahm Mann für Mann ins Gebet in einer Weise, daß absolut kein sogenanntes Schwimmen nützte, sondern nur ein gründliches Loshaben der Sache und der zugehörigen Sprache. Wer irgendwie einem Examen auszukommen wußte, der drückte sich herzlich gerne intra muros et extra. Wer vorzüglich bestand, bekam „erste Note mit Auszeichnung," wer sonst sattelfest war, wurde mit der ersten Note versehen; wer aber gestolpert war, der bekam den sogenannten Hebel, d. h. die erste zur zweiten Note. Selten schrieb Stöckl mit dickerem Stifte; Hebel aber waren nicht gar selten. Bei Gelegenheit des Lycealjubiläums kamen in einem Gedichte, „Schwarz auf weiß" betitelt, folgende Strophen zum Vortrage:

„Was Wissenschaft, was frommer Sinn
Uns bot mit Bienenfleiß:
Wir schrieben's alle treulich uns
In Hefte schwarz auf weiß.
Und fand es gleich recht mühevoll
Vom Heft zum Kopf den Weg:
Wir gingen doch mit Lust und Lieb
Alltäglich ins Kolleg.
Da war's so traut, so jugendschön;
Da saß auf gleicher Bank
Ein Bayer und ein Schweizer wohl,
Westfale, Hess' und Frank.
Da war dem Schwaben beigesellt
Der immerstramme Preuß:
In manchem alten Katalog,
Da steht es schwarz auf weiß. —
Und hat sich auch gelichtet sehr
Der Lehrer hehrer Kreis,
Und liest man teure Namen auch
Im Friedhof schwarz auf weiß:
Erstattet sei in dieser Stund
Des Dankes strenge Pflicht!
Sind viele auch begraben schon,
Vergessen sind sie nicht.
Sie übten treu ihr Tagewerk,
Und war ein wankend Reis,
So setzten sie den Hebel an:
Ich hab es schwarz auf weiß.

Bei diesen Worten riefen viele Anwesende, wahrscheinlich verkappte Schicksalsgenossen des Versemachers in Sachen Hebel, halblaut und ganzlaut den Namen Stöckl. Der aber schmunzelte. Leider liest man jetzt Stöckls Namen auch — im Friedhof schwarz auf weiß; — erstattet sei durch diese Schrift — des Dankes strenge Pflicht! — Ist Stöckl auch begraben jetzt: — vergessen ist er nicht! Alle Schüler Stöckls verehrten und liebten ihren Lehrer, obwohl es einmal vorkam, daß einer aus dem Examen bei Stöckl stürzte mit dem Ausspruche: „Den Stöckl habe ich heute ordentlich aufsitzen lassen.“ Die Zahl seiner Schüler belief sich schon im Jahre 1877, als der große

Zuzug aus Norddeutschland erst begann, auf Tausende aus aller Herren Länder. Die Höhen der Schweiz sendeten ihre biederen Jungens, und der rauhe Sturm des norddeutschen Kulturkampfes führte ihm Schüler zu bis von den Niederungen der Ostsee. Seine Wissenschaft hat Stöckl wahrlich nicht verkauft. Er hat über ein Vierteljahrhundert hindurch im Seminar in Eichstätt doziert, ohne einen anderen Entgelt zu verlangen als die freudige Aufnahme seiner Lehrvorträge und das fleißige Studium seiner Werke. Wie Stöckl wahrhaft väterliche Gesinnung kundgab, wo immer einer seiner Schüler ihm mit einer Frage oder einem Anliegen nahte, so zeigte er, wenn er im späteren Leben mit Schülern zusammentraf, die als Priester ins öffentliche Leben eingetreten waren, immer sich als Bruder unter Mitbrüdern.

Vom Jahre 1850 bis zum Jahre 1862 war der äußere Lebensgang Stöckls ganz unbewegt und ruhig. Er hatte von 1850 ab theoretische Philosophie zu dozieren; am 15. Juni 1854 erhielt er die Pfründe Maria-Hilf in Eichstätt zugewiesen. Am 1. Juli 1855 wurde er von der Universität Würzburg auf Grund seiner Dissertation über „Nominalismus und Realismus in der Geschichte der Philosophie,“ sowie über „die Sakramente des Alten Testamentes“ zum Doktor promoviert, da er, wie es in dem Diplom heißt, „überaus rühmliche Beweise seiner Gewandtheit, seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit gegeben hat“. Als Zeichen der Vielseitigkeit Stöckls muß es betrachtet werden, daß er in Rücksicht auf die Personal-Verhältnisse des Lyceums 1857 in die theologische Sektion eingereiht werden konnte mit der Bestimmung, das Lehrfach der Exegese und der hebräischen Sprache zu übernehmen. Im Jahre 1861 wurde Stöckl zur Anerkennung seiner Verdienste zum Bischöflichen geistlichen Rate ernannt. Der Name Stöckl fing jetzt bereits an, in weiten Kreisen bekannt zu werden.

Fünftes Kapitel.

An der Akademie in Münster.

Im Jahre 1862, an einem schönen Sommernachmittage, verließ Seminarprofessor Dr. Morgott eben sein Zimmer, als zwei fremde Herren, sofort als Professoren erkennbar, die steinerne Treppe im Seminar emporstiegen und nach der Wohnung des Herrn Professors Dr. Stöckl sich erkundigten. Dr. Morgott erbot sich, die Gäste anzumelden. Er hielt nämlich eine Anmeldung bei Stöckl aus dem Grunde für durchaus geboten, weil dieser äußerst selten die Ehre eines Besuches hatte und deshalb regelmäßig äußerlich sehr unhoffähig verkehrte mit den Ideen, die ihn eben beim Studium beschäftigten. Gewöhnlich saß er in einem leichten Arbeitskittel, der nicht mehr besonders viel von der ehemaligen weißen Farbe verriet, unter Stößen von Büchern. Die fremden Herren waren so boshaft, darauf zu bestehen, bei Dr. Stöckl unangemeldet eintreten zu dürfen. Wirklich war das Negligé des Überraschten überraschend, aber ebenso überraschend für die Eingetretenen war der Gleichmut, mit welchem der Philosoph sein Kostüm wechselte und die Frage stellte: „Was giebt mir die Ehre?" Das aber war nicht so schnell gesagt.

Es war eben in Münster der ausgezeichnete Professor der Philosophie, Dr. Clemens, gestorben. Dieser war auf unseren Stöckl sowohl durch dessen größere Publikationen, als insbesonders durch die philosophischen Artikel, welche aus dessen Feder im „Katholik" erschienen waren, aufmerksam geworden und gab seinen Freunden den Rat, im Falle seines Todes

diesen als seinen Nachfolger vorzuschlagen. Zur Ausführung dieses letzten Wunsches des allverehrten Dr. Clemens stiegen soeben die fremden Herren unserem Gelehrten direkt aufs Zimmer, verkehrten zwei Tage lang mit ihm und suchten ihn zu bereden, einem Rufe an die Akademie nach Münster als Professor der Philosophie folge zu leisten. Dr. Stöckl besprach mit den fremden Herren die ganze Sache genau; sogar auf einen Bierkeller führte er, gegen seine Gewohnheit, die Gäste, welche freilich meinten, das bayrische Bier müsse notwendig verdummen. Indes Suttner am Abend in der Freizeit schelmisch eine Anekdote von einer „Kuhschau" erzählte und dabei den umworbenen Freund fragte, ob ihm nichts Ähnliches bekannt sei, berieten sich Regens Ernst und Bischof Öttl, ob man den hoffnungsvollen Sohn des Hauses ziehen lassen solle. Das Resultat der Beratungen war, daß die Ehre des Eichstätter Lyceums es geboten erscheinen lasse, den jungen Mann in Frieden zu entlassen.

Im Oktober 1862 verließ Stöckl mit schwerem Herzen, thatsächlich Thränen vergießend, seine traute Studierstube, sein Vaterhaus, seine Freunde, seinen Lehrstuhl und seine Heimat. Das Seminar verlor in einem einzigen Monat drei seiner edelsten Einwohner: Ernst, Suttner und Stöckl.

In Münster konnte letzterer zu seiner höchsten Freude den Lehrstuhl der Philosophie wieder besteigen. Er las nunmehr fast ein Jahrzehnt immer vor einer großen, begeisterten Zahl von Hörern (circa 200) über die verschiedenen Fächer der Philosophie und Pädagogik und genau wie in Eichstätt waren ihm alle Schüler von Herzen zugethan wegen der Klarheit, welche alle Vorträge und Darlegungen seines tiefen und reichen Wissens durchleuchtete, sowie auch wegen seiner leutseligen Umgangsformen. Die noch am Leben sind, bewahren ihm bis zur Stunde ein dankbares Andenken. Manchmal in seinem späteren Leben sprach Stöckl: „Damals hätte ich mit keinem König getauscht."

Um die Professur, welche unserem jungen Philosophen ohne sein Bemühen zufiel, hatte sich beworben Dr. Michelis, der nachmals zum Altkatholizismus abfiel, und auch Dr. Plaßmann, welcher eben seine „Schule des heil. Thomas" veröffentlichte. Es menschelt auch in großen Geistern und darum darf es uns nicht wunder nehmen, wenn die Berufung des „fremden" Stöckl da und dort verschnupfte. Wenn unser ehrlich-argloser Philosoph nur nicht in der Fremde der Mißgunst, dieser tückischen Feindin eines ungetrübten Lebensglückes, in die Schlinge läuft! Je edler ein Herz ist, desto tiefer und schmerzlicher bohrt sich die Waffe des Neides ein.

In Münster wohnte Dr. Stöckl bis Ostern 1863 im Gasthofe, speiste aber bei dem Dogmatikprofessor Dr. Friedhof, mit dem er täglich spazieren ging und jeden Sonntag abends zur geselligen Unterhaltung sich zusammenfand. In der Lambertuskirche stand er täglich um 6 Uhr am Altare. Ostern 1863 bezog er eine eigene Wohnung am alten Fischmarkte vis-à-vis der Wohnung seines Mentors Dr. Friedhof.

Eine Zeit lang hatte er die Stelle eines Dekans der theologischen Fakultät zu versehen und hielt viermal die lateinische Rede am Geburtstage des Königs: 1863 über die Psychologie Tertullians, 1867 und 1868 über Skotus Erigena und ein anderes Mal über den ontologischen Gottesbeweis. Als eine Frucht seines immensen Fleißes entstand (1864—1866) seine dreibändige Geschichte der Philosophie des Mittelalters, ein Werk, welches allein genügen würde, ihm für alle Zukunft eine Ehrenstelle unter den katholischen Gelehrten zu sichern. Nach Vollendung dieses monumentalen Werkes begann er die Herausgabe seines Lehrbuches der Philosophie, welches im Jahre 1892 die siebente Auflage in drei Bänden erlebte und, in die ungarische und englische Sprache übersetzt, einem großen Bedürfnisse in jener Zeit abhalf.

Inmitten seiner wissenschaftlichen Bestrebungen in Münster wurde Dr. Stöckl durch eine hohe Ehrenbotschaft überrascht.

Ein Bischofsstuhl war zu besetzen. Dr. Stöckl schien der rechte Mann dafür zu sein; denn sein Wissen war eminent, seine Gesinnung echt kirchlich. Dieser selbst jedoch hielt sich durchaus nicht für den rechten Mann. Er erkannte sonnenklar, daß er seine Lebensaufgabe an seinem Schreibtische und auf seinem Lehrstuhle und nirgends anderswo zu lösen habe und lehnte deshalb dankbar, aber entschieden ab. Es war dies ein schöner Akt der Demut, dem wir gleich einen zweiten, ebenso schönen, anreihen können.

Der junge Philosoph in Münster war fest überzeugt, daß er seine Lebensaufgabe nur mit dem besonderen Beistande Gottes zu erfüllen im stande sei. Als Unterpfand dieses Beistandes galt ihm der Beifall und Segen des Stellvertreters Jesu Christi auf Erden, des Papstes. Ohne irgend jemandem eine Mitteilung davon zu machen, ließ er im Jahre 1869 seine sämtlichen Werke an den Stufen des päpstlichen Thrones niederlegen und erflehte für sich und für seine Arbeiten den Segen des großen Pius. Nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren folgendes Breve Pius, des Neunten.

Pius IX., Papst.

Geliebter Sohn! Empfange hiemit Unseren Gruß und den apostolischen Segen! Kürzlich wurde Uns Dein Brief zugestellt, welchen Du unterm 9. August Uns überschickt hast. Wir haben Uns darüber höchlich erfreut; denn Du giebst ja, geliebter Sohn, darin kund und versprichst nachdrücklich, daß Dir nichts lieber sei und nichts höher stehe, als mit allem Eifer und mit aller Sorgfalt die philosophischen Fächer nach dem Leitstern der Wahrheit der katholischen Kirche gewissenhaft zu lehren und Jünglinge mit heilsamer Doktrin auszustatten und Unseren Ermahnungen in dieser Beziehung genau nachzukommen. Fürwahr überaus wohlthuend war dies für Uns und erteilen Wir Dir deshalb ein wohlverdientes Lob und

spornen Dich an, daß Du mit wachsender Begeisterung diesem Vorsatze treu bleibest mit täglich neuer Ausdauer.

Schuldigen Dank erstatten wir Dir für Übersendung Deiner philosophischen Werke, welche Wir freilich wegen der erdrückenden Arbeitslast Unseres obersten Hirtenamtes noch nicht lesen konnten. Als Unterpfand Unseres ganz besonderen väterlichen Wohlwollens gegen Dich erteilen wir Dir, geliebter Sohn, den apostolischen Segen mit ganzer Herzlichkeit in aller Liebe.

Gegeben zu Rom bei Sankt Peter am 28. Oktober 1869 im 24. Jahre Unseres Pontifikates.

Pius IX., Papst.

Dr. Stöckl hielt diesen Brief zeitlebens geheim als Talisman seines litterarischen Schaffens.

An der Neige der sechziger Jahre veranlaßte das Vatikanische Konzil durch die Erklärung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit einen Geisterkampf der heftigsten Art. In diesem Kampfe übernahmen drei Söhne des Willibaldinums im Dienste der Wahrheit mutig und mannhaft Führerrollen, während ein vierter als Bischof der Diöcese des heil. Willibald in Rom glänzte unter den entschiedensten Vertretern sowohl des Dogmas als der Opportunität der Erklärung desselben.

Ein Sohn des Willibaldinums, Suttner, übernahm die Verteidigung des Dogmas vom Standpunkte der Tradition, der Kirchen- und Diöcesan-Geschichte aus. So treffend, so warm, so köstlich-ironisch konnte nicht leicht jemand schreiben wie Suttner; aber auch Suttner hat niemals treffender, wärmer, ironie-sprühender, spielender mit seinen Gegnern geschrieben als damals, da er für den Lehrsatz der Unfehlbarkeit des Papstes eintrat. Mit heiligem Eifer und größter Schlagfertigkeit behandelte ein anderer Sohn des Willibaldinums, Regens Dr. Pruner, das gleiche Thema vom Standpunkte der Theologie aus mit der Absicht der Aufklärung weiterer Volks-

kreise über den wahren Sinn des Dogmas; und ein dritter Sprosse aus dem Hause des heil. Willibald, Dr. Stöckl in Münster, zeigte als christlicher Philosoph, daß jenes Dogma gewissermaßen der logische Schlußstein des katholischen Lehrgebäudes sei, daß das ganze Lehrgebäude der Kirche mit diesem Dogma stehe und falle.

Dr. Stöckl hatte sachlich und ruhig geschrieben wie immer. Aber Münster barg damals Feinde Dr. Stöckls, die zugleich erbitterte Feinde der Unfehlbarkeitserklärung waren und eine Schmähschrift fertigten unter dem Titel: „A. Stöckl für die Infallibilisten". Schon der Titel läßt erkennen, daß nicht eine sachliche Gegenschrift, sondern ein Pamphlet gegen die Person Stöckls geliefert worden war. Dr. Stöckls Schrift blieb unwiderlegt; seine Person war in den Koth gezogen von Kollegen. Ein Zusammenleben mit unversöhnlichen Kollegen war für den ruhigen, friedliebenden Mann ein Ding der Unmöglichkeit. Er erkrankte sogar ernstlich aus lauter Erregung über die entstandenen Zerwürfnisse. Daher erbat er sich vom Bischof der Diöcese Eichstätt, aus deren Verband er niemals geschieden war, die Erlaubnis zur Heimkehr, als eben viele siegreiche Truppen aus dem Welschlande heimkehrten, im Juni 1871. Daheim in Eichstätt hatte sich freilich inzwischen das Grab geschlossen über der sterblichen Hülle seines großen Wohlthäters, des Regens Dr. Ernst; allein Hunderte von Freunden und Mitbrüdern nahmen ihn mit offenen Armen wieder auf und ein stiller Ort in der Diöcese bot ihm zunächst eine erwünschte Gelegenheit zu neuem, segensreichen Wirken. Suttner ließ Sankt Willibald sagen: Ex Aegypto vocavi filium meum.

Sechstes Kapitel.

Der Landpfarrer und Domkapitular. Seine schriftstellerische Thätigkeit.

Es legt sich gerne auf ein weiches Gemüt zur Zeit großer Stürme, wie Abendschatten nach einem heißen Sommertage auf die Flur sich legt, der Wunsch nach Ruhe, Verborgenheit und Einsamkeit. So ging Dr. Stöckl auch gerne nach den Kampfestagen in Münster auf die Landpfarrei Gimpertshausen, welche das Schauspiel bietet, daß der Ort sich versteckt hinter sanften Hügeln, fast jedes Haus im Orte hinter mächtigen Obstbäumen, fast jeder Bewohner hinter trauten Wänden, fast jede gute altererbte Sitte hinter guten Gesichtern. Dorthin eilte unser Gelehrter nach seiner Investitur am 9. Juni 1871. Die Bewohner von Gimpertshausen waren nicht wenig stolz darauf, einen Doktor, Professor und geistlichen Rat als Pfarrherrn und Seelsorger zu haben und der Herr Doktor, Professor und geistliche Rat war nicht wenig erfreut, ein anhängliches Völklein am neuen Posten zu finden. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er alle seine Verpflichtungen. Ältere Leute erzählen heute noch gerne von ihrem „großen Pfarrer, der so leutselig sein konnte, dem man's gar nicht anmerkte, daß er so gescheit gewesen sei, der aber lange Predigten gehalten hat und in der Christenlehre alle Leute drinhaben wollte und die Kinder der Reihe nach den Katechismus streng-wortwörtlich hersagen ließ, aber eine Zeit lang von den Buben hintergangen wurde, welche die Fragen unter sich verteilten,

eben weil er der Reihe nach ausfragte, bis der Herr Pfarrer dahinter kam und es anders machte."

Dann und wann suchte der Herr Pfarrer auch die Gesellschaft lieber Freunde auf und war kindlich vergnügt, wenn er beispielsweise im Sommerhäuschen des Pfarrers Link von Staadorf († in Pollanten 1893) bei einem kühlen Trunke vor einer blaugesottenen Forelle ein Stündlein verplaudern oder im Dunkel der Laube verborgen ein Spielchen machen konnte. In allen Stücken nahm er es genau; aber der Bureaukratie mit ihrem verknöcherten Formelwesen sich anzubequemen in den pfarrlichen Schreibereien, das wollte ihm lange nicht gelingen und verlor fast ein königlicher Distriktsschulinspektor seinen ganzen Respekt vor der Wissenschaft unseres Gelehrten, weil dieser an die Hochwürdige Distriktsschulinspektion einmal sich richtete statt an die Königliche.

Von kurzer Dauer war die pfarrliche Wirksamkeit Stöckls; aber selbst diese kurze Zeit war segensreich in vieler Beziehung; insbesondere gelang es dem Mann der Wissenschaft, zwei talentvolle Knaben anzuspornen zum Studieren und sind auch zwei wackere Priester daraus gediehen.

Kaum war der Pfarrherr ein Vierteljahr in Gimpertshausen, als schon das Gerücht sich verbreitete, daß er vom Domkapitel in Eichstätt zum Kanonikus ausersehen sei. Zum größten Leidwesen der Pfarrangehörigen von Gimpertshausen bestätigte sich das Gerücht. Am 7. März 1872 wurde Dr. Stöckl als Domkapitular investiert, zwei Tage darauf installiert. 49 Jahre alt war er eingerückt in die höchste Stufe seiner äußeren Lebensstellung. Er schätzte sich glücklich, die ehemalige Wohnung des Ex-Jesuiten Pickl, des allberühmten Astronomen und Mathematikers, eine traute Curie an den Anlagen des Residenzplatzes mitten unter Jugendfreunden, beziehen zu können. Bald fühlte er sich heimisch. Er stellte in seinem bescheidenen Studierzimmer einen einfachen Arbeitstisch in eine Ecke ans Fenster, das den Ausblick in ein nettes Gärtchen am Hause

bietet, und hier konnte er nun weitere 23 Jahre nach Herzenslust „gleichsam in Strömen ausgießen die Ergebnisse seiner Weisheit“. Man zeigt irgendwo den Tisch, an welchem Napoleon I. an Preußen den Krieg erklärte. Wenn dieser Tisch eine Merkwürdigkeit sein soll, warum nicht auch der Schreibtisch eines Mannes, welcher mutig wie kein Zweiter an demselben der ganzen Strömung der seinerzeitigen verkehrten Wissenschaft den Krieg erklärte, die moderne Scheinphilosophie aus den gefährlichsten Positionen, nämlich aus den Bildungsanstalten für Priester und teilweise aus den Hochschulen überhaupt verdrängte, um dafür einzusetzen die wahre Weltweisheit, welche nicht als Eintagskind eines stolzen Gelehrten erscheint, sondern als Tochter des Himmels?! Der Studiertisch Dr. Stöckls war der Ort, an welchem die großen Gedanken wohl aller großen Geister vorüberzogen wieder an einem großen Geiste, der sie nach der Norm der ewigen Wahrheit würdigte, gewürdigt in der Schrift fixierte und wie er sie gewürdigt und fixiert hatte, im lebendigen Worte und im Druck verbreitete und zwar fast über den ganzen Erdkreis.

Selbstverständlich bestieg Dr. Stöckl den Lehrstuhl der Philosophie am Lyceum in Eichstätt neuerdings mit größter Freude. Die praktische Philosophie, die Ästhetik, Pädagogik, Geschichte der Philosophie und Religionsphilosophie waren nunmehr die Fächer, welche er bis an sein Lebensende docierte. Als Früchte seiner Studien hierüber erschien Buch auf Buch und keines war darunter, das nicht einen hohen wissenschaftlichen Wert hätte[1]).

Wie in der Volksschule der Katechismus so überaus zweckmäßig in drei konzentrischen Erweiterungen gelehrt wird, so hat der unvergleichliche Stöckl verschiedene Disziplinen in engerer und weiterer Form wissenschaftlich dargestellt. Wir

1) Vgl. Personalstatistik und Bibliographie des Bischöfl. Lyceums in Eichstätt, S. 185, und Past. Bl. für Eichstätt 1895 Nr. 3 und 1896 Nr. 3.

besitzen von ihm einen Grundriß der Philosophie und den Inhalt dieses wertvollen Buches erweitert im Lehrbuch der Philosophie; und Stöckls Lehrbuch, wenn wir wollen, haben wir erweitert in Stöckls sämtlichen Schriften. Stöckl hinterläßt ferner eine klassisch geschriebene Religionsphilosophie; diese wieder lieferte ihm den Grundbau des letzten seiner größeren Werke, seiner Apologetik; der christlichen Apologetik dienen vom Standpunkte der Philosophie aus in erweiterter Form Stöckls Werke: 1) der Materialismus in seinen Lehrsätzen und Konsequenzen; 2) das Christentum und die Fragen der Gegenwart, 3 Bände; 3) das Christentum und die modernen Irrtümer; 4) viele Monographien. Der Grundriß der Geschichte der Philosophie von Stöckl ist erweitert im Lehrbuch der Geschichte der Philosophie; dieses Lehrbuch, so überaus reich an Inhalt, ist aber wieder nur ein Auszug aus seiner unvergleichlichen Trilogie, die ihm keiner vorgemacht hat und keiner so leicht nachmachen wird, nämlich seiner Geschichte der Philosophie zur Zeit der Kirchenväter, ferner seiner Geschichte der Philosophie des Mittelalters, endlich seiner Geschichte der Philosophie der Neuzeit.

Zur Erreichung möglichster Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Lehren wählte Dr. Stöckl bündige, treffende Definitionen und eine gewisse Breite der Darstellung. Letztere findet übrigens ihre Erklärung auch darin, daß seine Werke gleichsam auf dem Katheder entstanden sind. Seine Schriften deckten sich großenteils mit seinen Vorträgen. Er blieb Docent auch im Schreiben. Sein Stil ist fließend. Er hat es trefflich verstanden, die ganze scholastische Philosophie in der deutschen Sprache salonfähig darzustellen und dürfte hierin mustergültig erscheinen.

Die Natur seiner Schriften nötigte zu nüchterner Schreibart; er wußte jedoch recht gut den erhabenen Stil anzuwenden, wo er am Platze war. Indes: pathetisch wurde er selten, schwulstig nie.

Was Stöckl niederschrieb, gab er unmittelbar in Druck. Er hatte — die ersten Zeiten ausgenommen — niemals nötig, etwas zweimal zu schreiben. Alles kam fertig aus seiner Gedankentiefe und aus seiner Feder, fertig gedacht, fertig gegliedert, fertig stilisiert, gleichviel ob seine Arbeit den Umfang eines kurzen Artikels oder eines mehrbändigen Werkes bekommen sollte. Es schien gerade, als ob Stöckl an seinem Pulte immer zugleich lese, studiere und schreibe.

Die Vorreden zu seinen großartigen Werken schrieb er regelmäßig an kirchlich bedeutsamen Tagen, z. B. am Feste des heil. Aloysius, des heil. Willibald, am Pfingstfeste, am Feste Maria Geburt: — ein Beweis, wie er den Segen für all seine Arbeiten von oben erwartete.

Die gütige Vorsehung gab ihm einen sehr fleißigen und gewandten Ordinariatsvorstand, so daß ihm der Posten eines Sekretärs des Bischöflichen Ordinariates, den er von 1872 bis 1885 innehatte, nicht viel Arbeit machte. Die Kanzlei besuchte er täglich nur von $^{3}/_{4}$ 12—12 Uhr, um den Auslauf zu unterschreiben. In Fertigung der Sitzungsprotokolle des Bischöflichen geistlichen Rates erwarb er sich eine solche Gewandtheit, daß er sie sämtlich während der Beratung schon abfaßte und oft schon vor der Beschlußfassung damit zu ende war, weil er das Resultat aus dem Gange der Beratung von vorneherein mit Sicherheit erkannte. Die Protokolle waren kurz und bündig. Ein Referat hatte er während seines 23jährigen Kanonikats höchstens zwei- oder dreimal. Dagegen fiel seine Stimme nicht selten schwer ins Gewicht. Er konnte ja ein Urteil abgeben, welches sich stützte auf klaren Blick, auf reiche Erfahrung, auf gründliche Kenntnis vieler örtlichen Verhältnisse und fast aller Personen, um die es sich handelte bei den Beratungen. Sein edles Herz hieß ihn besonders in den ersten Zeiten weitgehend eintreten für Personen, die in rede standen und zu gunsten freierer Verhältnisse. Später

neigte er sich mehr auf seite der Forderungen guter kirchlicher Disziplin, ohne aber jemals einem harten Urteile das Wort zu reden. Als der Curialstuhl Dr. Stöckls verwaist war, sprach der Oberhirte der Diöcese: „Ich werde den Rat Stöckls, als eines hervorragenden Trägers unserer Traditionen, schwer vermissen.“

Siebentes Kapitel.

Dr. Stöckls Bedeutung für die Philosophie.

Die gefeiertsten Philosophen der neueren Zeit sind Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer, Günther, Herbart, Hartmann u. s. w. Diese Namen allein sagen demjenigen, der einigermaßen die Geschichte der Philosophie kennt, mehr als genug; sie bezeichnen ihm fast lauter Männer, ausgestattet mit titanenhafter Geisteskraft und entschlossen, diese Kraft in den Dienst der Philosophie zu stellen. Ewig schade ist's, daß sie alle glaubten, erst dann wahrhaft Großes im Dienste der Philosophie geleistet zu haben, wenn jeder ein ganzes, neues System entweder aufgebaut oder ein mühsam aufgebautes von Grund aus umgebaut haben würde. „Man haschte allgemein nach Originalität, weil jeder Philosoph sich immer nur auf sich allein stellte und aus sich allein ein ganz neues System aufbauen wollte, das allein die Wahrheit enthalten und alle übrigen Systeme aus dem Felde schlagen sollte. Den Faden des geschichtlichen Zusammenhangs in der Entwickelung des philosophischen Gedankens wollte man nicht wieder aufgreifen. Die christliche Philosophie der Vorzeit galt nach wie vor als ein überwundener Standpunkt, ja als eine Verirrung des menschlichen Geistes, der positiv-christliche Glaube wurde nicht bloß nicht als das höchste Richtmaß des philosophischen Gedankens anerkannt, sondern geradezu verachtet und verläugnet — und so konnte es nicht anders kommen, als daß ein System das andere verdrängte, und doch keines derselben

dem Wahrheitsbedürfnisse des menschlichen Geistes zu genügen vermochte, bis man endlich die Philosophie selbst und mit ihr alles Ideale als eitles Hirngespinst erklärte, und sich dem platten Materialismus in die Arme warf, so daß jene Bestrebungen, welche die Philosophie wieder zu Ehren bringen wollten, einen schweren Stand hatten [1])."

Als Dr. Stöckl sein Lehramt antrat, beherrschten den philosophischen Weltmarkt außerhalb der gläubigen Kreise die Bannerträger des modernen Materialismus, welche denselben in seiner rohesten Form zum Ausdruck brachten: Karl Vogt, der Commis voyageur des Materialismus, ferner Jakob Moleschott, Louis Büchner, Rud. Virchow u. a. Der Materialismus wurde fortgetrieben bis zum Nihilismus, zuletzt durch Eduard von Hartmann in Berlin, dessen System zur Geschichte des menschlichen Wahnsinns gehört und Folgerungen in sich schließt, vor welchen die Materialisten selbst erschrecken. Leider haben katholische Denker den Grundgedanken der Heroen der neuesten Philosophie, wonach jeder selbst ein philosophisches System bauen muß, wenn er als Philosoph gelten will, überall aufgegriffen und so den Zusammenhang mit den geistigen Errungenschaften der Vorzeit verloren und wissenschaftliche Gebäude errichtet nach dem Grundplan eines Schelling oder Hegel oder Kant, nur mit einem armseligen Anbau katholischer Wahrheiten: Kapellen in Heidentempeln.

Endlich suchte man katholischerseits inmitte des Chaos philosophischer Meinungen wieder an die Prinzipien der alten christlichen Philosophie anzuknüpfen und mit Benützung der sicheren Errungenschaften der neueren Wissenschaften, namentlich der empirischen, eine Fortbildung der Philosophie ins Werk zu setzen, um so dem Vorwurfe zu begegnen, als ob die christliche Philosophie nur in leeren Abstraktionen sich ergehe, während sie die Realität um sich außer acht lasse.

---

1) Stöckl, Geschichte der Philosophie, S. 750.

Angebahnt wurde diese Richtung in Deutschland vorzüglich durch jenen Mann, welcher sterbend als seinen Nachfolger auf seinem Lehrstuhle unseren Stöckl sich erbat, durch Fr. Jak. Clemens in Münster in einzelnen philosophischen Monographien und Streitschriften. Die Wegweiser zu den verlassenen Pfaden solider Forschung wurden der Jesuitenpater J. Kleutgen in seinem Werke „Philosophie der Vorzeit", das 1860 in Münster erschien, und Plaßmann in seinem Werke „Die Schule des heil. Thomas". Diesen schlossen sich Männer wie Haffner in Mainz, Fr. Morgott in Eichstätt, Hertling in Bonn, Schwetz in Wien und viele andere an.

Hier nun müssen wir Dr. Albert Stöckl einreihen, der von 1862 bis 1871 in Münster und von 1872 bis 1895 in Eichstätt in Schrift und Wort es unternahm und es fertig brachte, die verfallenen Schachte der Goldbergwerke einer soliden Philosophie wieder auszugraben, das Gold d. i. die Prinzipien der vorzeitlichen christlichen Schule ans Licht zu fördern und dabei mit Benützung der sicheren Errungenschaften der neueren Wissenschaften, namentlich der empirischen, eine Fortbildung und Vervollkommnung der Philosophie zu bethätigen. Ein eifriger Anhänger des heil. Thomas war er doch auch nicht zu einseitig, so daß er demselben in allen Stücken blindlings gefolgt wäre, sondern wo Thomas offenbar noch nicht endgültig hatte entscheiden können infolge mangelhafter Entwickelung der Naturwissenschaften in gewissen Fragen, da blieb er auch nicht zähe am Worte des „Engels der Schule" hängen, sondern redete einer freieren, besseren Auffassung das Wort. In dieser seiner Position gelangte er zu so hohem Ansehen, daß Kardinal Manning kein Bedenken trug, ihn den leitenden katholischen Philosophen in der Gegenwart zu nennen. Eine andere Koryphäe der Wissenschaft nannte ihn den Restaurator der gesunden Philosophie, ein anderer, noch dazu ein Franzose, bezeichnete ihn als Patriarchen der Neuscholastik; ein anderer hieß ihn den deutschen Thomas; anderswer bezeichnet ihn als den Altmeister der

Philosophie in neuester Zeit und als zweiten Albertus Magnus. In der That besteht eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Albert Stöckl und seinem großen Namenspatron. Wie Albertus Magnus bis ins klassische Altertum zurückgegangen ist und der Wissenschaft seiner Zeit die Schätze der griechischen und arabischen Philosophen erschloß, so ist Albert Stöckl tief ins christliche Mittelalter eingedrungen, hat unserem Zeitalter erst so recht die erhabenen Ideen der großen Philosophen jener Jahrhunderte, insbesonders „des Fürsten der Philosophen", des heil. Thomas von Aquin, zugänglich und verständlich gemacht, und es verstanden, frei von aller Einseitigkeit, die Philosophie der Vorzeit mit den Errungenschaften des modernen Wissens in Einklang zu bringen.

Als der heil. Vater Leo XIII. in seiner Encyklika Aeterni Patris die ganze katholische Welt, insbesondere die Gelehrtenwelt, auf den geistigen Riesendom, den der Aquinate in seinen beiden Summen aufgebaut hat, hinwies und zum Eintritt in diesen Heilsbau, zum Studium der scholastischen Theologie und Philosophie einlud, da konnte Dr. Stöckl mit Genugthuung (bei Ausgabe der fünften Auflage seines Lehrbuches der Philosophie) schreiben:

„Als vor dreizehn Jahren vorliegendes Lehrbuch der Philosophie in erster Auflage erschien, da mochte es immer noch als eine gewagte Sache erscheinen, mit der Vertretung des Standpunktes, welchen dieses Buch einnimmt, in die Öffentlichkeit zu treten . . . . Hundertmal durfte man in Wort und That zeigen, daß diese philosophische Richtung keineswegs gewillt sei, die *sicheren* Resultate der modernen wissenschaftlichen Forschungen zu verwerfen, daß sie vielmehr entschieden der Ansicht sei, letztere könnten und müßten zum Zwecke der organischen Fortbildung der Philosophie auf dem Boden der christlichen Weltanschauung verwertet werden: — man glaubte daran nicht, man *wollte* nicht daran glauben; die alten Phrasen von „Pfeil und Bogen, die man da gegen Kanonen und Zündnadeln gebrauchen wolle," spielten nach wie vor ihre Rolle. Man konnte freilich den Gang der Dinge dadurch nicht aufhalten. Die „Reaktion" gegen den „deutschen" Philosophismus, welcher die Philosophie an den Rand des Verderbens geführt, fand Anklang; in immer weiteren Kreisen machte sich die Überzeugung geltend, daß man der waltenden Misere auf dem philosophischen Gebiete nur

dadurch entgehen könne, daß man auf den festen Boden der altchristlichen Philosophie zurückkehrte, und von dieser aus den Faden der philosophischen Entwickelung weiter führte.

Ganz gewiß konnte diese Erscheinung den Vertretern dieser Richtung zur großen Beruhigung gereichen und sie anspornen, auf diesem Wege furchtlos und energisch voranzugehen. Nun kam aber in neuester Zeit noch ein Ereignis hinzu, welches, wir müssen es offen gestehen, ganz außer dem Bereiche unserer Berechnungen lag, und das wir gar nicht zu hoffen gewagt hätten. Es wurde nämlich diese Richtung, die wir in einem langjährigen philosophischen Lehramt in Wort und Schrift vertreten, von der höchsten kirchlichen Auktorität, von Papst Leo XIII. in seiner berühmten Encyklika über das Studium der Philosophie öffentlich gutgeheißen, und als der allein sichere Weg zu einer Restauration der Philosophie im christlichen Sinne erklärt. Das Studium des heil. Thomas von Aquin sollte nach den Worten des heiligen Vaters den Ausgangspunkt bilden für alle jene Bestrebungen, welche auf eine Fortbildung der Philosophie im christlichen Sinne abzielten. Wir freuen uns dessen mit Recht, weil wir uns bewußt sind, daß wir seit langem in dieser Intention des heiligen Vaters gewirkt haben, und weil auch das vorliegende Lehrbuch in all den Auflagen, die es bisher erlebte, diese Richtung verfolgte."

Der heilige Vater Leo XIII. übersah nicht, was Dr. Stöckl in Eichstätt leistete. Er ernannte ihn zugleich mit dem Dogmatiker Dr. Morgott in Eichstätt, ohne alles Zuthun beider Herren, zum Mitglied der neugegründeten Akademie des heil. Thomas von Aquin in Rom, wie denn auch die philosophisch-medizinische Akademie in Rom ihn unter ihre Mitglieder einreihte und die philosophisch-theologische Akademie des heil. Thomas in Neapel ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Der Ruf unseres Professors hat sonach längst die Alpen überstiegen, ist längst über den Kanal gedrungen und hat fern im Osten, in Ungarn, Studenten begeistert zu Übersetzungen seiner Werke, hat die jungen Jesuitenpatres Fach und Marty in Feldkirch veranlaßt, um Anleitung zu bitten bei ihrem Unternehmen, Dr. Stöckls Lehrbücher und Dr. Stöckls Lehrweise bei Eröffnung eines einjährigen philosophischen Kurses zu grunde zu legen; aus Frankreich und Amerika kamen Bittbriefe um Genehmigung der Übersetzung einzelner seiner Werke; Professor Dupont in Löwen schrieb ihm am 14. Oktober 1876:

„Ich gratuliere Ihnen herzlich zu Ihren vortrefflichen Werken und zu dem reichen Absatz, den sie in Deutschland finden. Lassen Sie doch nicht die Feder in der Hand stocken und schreiben Sie weiter für die Jugend; mit einer gesunden Philosophie ist alles zu retten, und wird der Weg zur christlichen Wahrheit angebahnt. Je größer die Ruinen sind, desto notwendiger sind die Elemente für das neue Gebäude der Zukunft. Der liebe Gott segnet Ihre Arbeit und wird sie später tausendfach belohnen."

Privatnachrichten aus dem fernsten Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas bestätigen, daß in allen Bibliotheken und insbesondere in allen Seminarien und Lehranstalten Dr. Stöckls Werke recht gerne benützt werden zu Referaten und auch überall zu finden sind.

In neuester Zeit haben die hervorragendsten Vertreter der theologischen Disziplinen es unternommen, eine sog. theologische Bibliothek zu verausgaben. Auf Jahrzehnte hinaus wird diese Bibliothek die denkbar besten Dienste thun. Was auf dem Gebiete der Theologie ein Kreis von Gelehrten zu stande bringt, das hat auf dem philosophischen Gebiete Dr. Stöckl ganz allein geleistet: Er hat eine lückenlose philosophische Bibliothek der wissenschaftlichen Welt geschenkt, welche noch dazu den Vorteil einer einheitlichen Schreibart besitzt — ein Werk aus einem Gusse! Es haben auch andere Gelehrte philosophische Werke verfaßt, der Wahrheit Tempel gebaut; aber so ganz ausgebaut hat kein Meister sein Werk wie unser „Altmeister der Philosophie". Es haben auch andere Gelehrte die Zweigdoktrinen der Philosophie, Sozialphilosophie, Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie, Ästhetik, Rhetorik, Pädagogik u. s. f. in epochemachenden Werken behandelt; aber nirgends und bei niemand erscheinen diese Disziplinen in ihren Grundsätzen und Folgerungen so unmittelbar herausgewachsen aus einem einheitlichen, imponierenden Systeme, wie bei Dr. Stöckl, aus einem Baue, an dem die ganze Vorwelt mitgebaut hat. Dr. Stöckl hat in seinen Werken einen Altar errichtet, mit dem Fixum der alterkannten und längsterforschten Wahrheit, mit dem Säulenaufbau der Zweigdoktrinen, mit der Ethik als

Tabernakel, mit den Leuchten der neuerforschten Resultate der Naturwissenschaften, mit der reichen Ornamentik vieler Spezialuntersuchungen und in der Mitte prangt — den Heiden ein Greuel — das Kreuz! Sorgfältig war unser Restaurator der Scholastik bestrebt, alle seine Arbeiten auf dem Boden einer soliden Geschichtsforschung vorzunehmen.

Eine ausführliche Geschichte der Philosophie zu schreiben, schien ihm deswegen so notwendig, weil die Vorführung aller Philosopheme aller Zeiten wesentlich beiträgt zur Klärung der wahren philosophischen Grundsätze, ferner weil die Geschichte der Philosophie lehrt, daß und wie die Anarchie auf dem Gebiete des Geistes überall da eingetreten ist, wo man von der Offenbarung und deren Trägerin, der Kirche, abfiel, wo „die Völker sich erhoben gegen den Herrn und seinen Gesalbten", und wie nur in der Rückkehr zu Gott und zu seiner Kirche diese Anarchie wieder beseitigt werden konnte. Deshalb auch erschien eine Geschichte der Philosophie unserem Philosophen so notwendig, weil dieselbe ein helles Licht wirft auf unsere gegenwärtigen Zustände. Er schreibt:

„Wenn diese Parteien, welche heutzutage „wider Gott und seinen Gesalbten" sich erhoben haben, überhaupt noch einer Belehrung fähig und zugänglich wären, so müßte die Geschichte der Philosophie sie überzeugen, daß sie die europäische Gesellschaft einem Abgrunde zutreiben, in den man nur mit Grauen blicken kann. Das ist nun allerdings nicht zu erwarten. Dafür kann aber die Geschichte der Philosophie für alle, welche „ihr Knie noch nicht vor Baal gebeugt", und die Freiheit des Geistes noch nicht der Parteileidenschaft zum Opfer gebracht haben, zur Aufforderung und Aufmunterung dienen, mit aller Kraft und Energie an der verfolgten und geächteten Wahrheit festzuhalten, in der sicheren Hoffnung, daß sie auch dieses Mal, wie immer in der Geschichte, zuletzt den Sieg erringen werde."

Von diesem apologetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint Dr. Stöckls Arbeitsleistung als eine notwendige Ergänzung der herrlichen Apologien des Christentums, die vom Standpunkte der Dogmatik und der Moral durch Hettinger, Weiß u. a. und, wenn wir wollen, vom Standpunkte der Geschichte aus durch J. Janssen geschaffen worden sind.

Aus dem unüberwindlichen Wissensbau, den Stöckl errichtete, wagte er das Unerhörte, wagte er den Angriff auf die Afterphilosophie, wie sie fast allgemein dociert wurde; er wagte es, direkt der Person oder dem System eines Herbart, Schleiermacher, Frohschammer, Darwin u. a. in logisch unanfechtbaren Spezialschriften entgegenzutreten. Es stand zu erwarten, daß es ihm an Gegnern nicht fehlen werde; vertrat er ja die christliche Philosophie und die längst totgesagte Scholastik gegenüber der modernen Philosophie und der sog. „deutschen Wissenschaft", mit ihrem tendenziösen Bestreben, den Unglauben um jeden Preis als wissenschaftlich gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Es stand zu erwarten, daß besonders Dr. Stöckls Geschichte der neueren Philosophie, diese Geschichte der Irrfahrten eines neuen Odysseus, des vom rechten Wege abgeirrten Menschengeistes, eine mächtige Gegnerschaft finden werde. Stöckl hatte in ein Wespennest gegriffen; aber er hatte fest gegriffen und konnte deshalb keinen Schaden nehmen. Zwar ritt gegen ihn von Gotha aus ein gewisser Theodor Weber an mit der 50 Seiten schwachen Broschüre: „Stöckls Geschichte der neueren Philosophie. Ein Beitrag zur Beurteilung des Ultramontanismus. 1886." Doch blieb Stöckl unverwundet. Dr. Joseph Dippel besorgte im österreichischen litterarischen Centralblatt eine bündige Abfertigung des Theodor Weber. Via — veritas — vita! Die Geschichte war unserem Stöckl der Weg, die christliche Philosophie die Wahrheit, der er durch seine unermüdliche Thätigkeit zu neuem Leben verhalf.

Achtes Kapitel.

Dr. Stöckl als Politiker.

Stöckl, der Mann der Wissenschaft, verfolgte mit Aufmerksamkeit die weltbewegenden und miteinander ringenden Bestrebungen auf politischem und sozialem Gebiete ebensogut wie auf geistigem. Stets sprach er in Schriften und auf Tribünen zur rechten Zeit das rechte Wort zur Klärung und Belehrung der Geister, Widerlegung der Irrtümer und zur Bahnbrechung für das Licht aus den heiligen Höhen. Er fand dazu Zeit trotz seiner sonstigen enormen Arbeitsleistungen.

Als Dr. Stöckl ins Domkapitel eintrat, hatte eben in Eichstätt der Aufschwung katholischen Lebens in den politischen Verhältnissen begonnen. Verschiedene Umstände wirkten zusammen, um der altehrwürdigen Bischofsstadt an der Altmühl den Ruf einer entschieden-katholischen Stadt wieder zu beschaffen. Der Markstein besserer Tage trägt in dauerhaften Schriftzügen den Namen Dr. Stöckl. Längere Zeit war die Stadt Eichstätt vertreten im Parlamente durch Anhänger des Liberalismus. Nun stand im Jahre 1874 eine Neuwahl bevor. Auf den 6. Januar war von den Liberalen in der Aula eine Versammlung einberufen, in welcher der bisherige Abgeordnete, Landgerichtsrat Dr. Herz, seine Kandidaten-Rede halten sollte. Die Einladung war an alle Wähler gerichtet. Das betrachtete Dr. Stöckl mit Recht als eine versteckte Herausforderung. Er ging deshalb kurz entschlossen in die Versammlung und viele Gesinnungsgenossen mit ihm. Gleich anfangs gelang es ihm,

mit seiner Forderung der Wahl eines Präsidiums durchzudringen. Herr Herz hielt nun seine Rede, aus welcher ein hoher Grad ehrenhafter Denkart dieses Mannes erkenntlich war, dabei aber auch eine rückhaltlose Hingabe an die liberalen Grundsätze. Nach Schluß der Rede bat Dr. Stöckl ums Wort. Der Eichstätter Führer der Liberalen, Studienrektor Rott, wollte ihm das Wort nicht erteilen lassen. Der kannte unseren Stöckl. Aber die Versammlung war ja eine allgemeine; deshalb trat der liberale Kandidat selbst ein für Stöckls Recht. Stöckl bestieg also die Rednerbühne und ging in 1 1/2 stündiger Rede dem liberalen Kandidaten so tapfer zu leibe und zerzauste seine Prinzipien vom Standpunkt der Religion, des bayrischen Patriotismus und der Volksrechte so unbarmherzig, daß Dr. Herz schließlich nichts zu sagen wußte als: „Prüfet Alles, das Beste behaltet.“ Das ist denn auch redlich geschehen; denn weder Dr. Herz, noch sonst ein Liberaler wurde seitdem im Wahlkreise Eichstätt in den Reichstag gewählt.

Es wird allezeit Leute geben, welche päpstlicher sein wollen als der Papst. Auch der Engel der Finsternis umkleidet sich mit dem Gewande des Lichtes und auch Dr. Sigl hat in seiner Garderobe einen katholischen Mantel, den er zeitweilig umhängt, den er besonders 1877 zur Schau trug, als er gegen die Politik eines Jörg und Windthorst Front machte, Alarm blies und von München aus eine „katholische Volkspartei“ zu gründen unternahm. Das entsprechende Programm wurde einer Kommission überwiesen, in welche verschiedene Herren gewählt wurden, so Dr. Rittler und auch Professor Dr. Stöckl in Eichstätt. Darüber erfolgte allgemeines Schütteln des Kopfes. „Ist's denn wahr? Gehören Sie wirklich der neuen Partei an?“ So wurde Dr. Stöckl von allen Seiten gefragt. Die Antwort kam bald in Form einer Erklärung. „Mein Name ist in das Verzeichnis der Gewählten gekommen ohne alle und jede Veranlassung von meiner Seite. Ein Verfahren, wie es von seite der gedachten Versammlung beliebt wurde, verstößt

nach meiner Ansicht gegen alle Regeln des Anstandes.“ Das war deutlich! Dr. Stöckl wurde noch deutlicher. In einem Artikel „Katholische Volkspartei“ präzisierte er seinen politischen Standpunkt mit einer Schärfe, daß in ganz Bayern Licht auf den Weg geworfen war, welchen ein kluger Katholik im politischen Leben zu gehen hatte.

„Die Münchener Extremen haben die eigenen Kampfreihen in Deroute gebracht. Dadurch sind wir Provinzialen abgestoßen worden. Wir achten die Männer, welche die „extreme“ Seite in München vertreten; wir achten ihre Überzeugung; wir achten ihre Bestrebungen; den landläufigen Verdächtigungen und Schmähungen sind wir unzugänglich; aber ihr Verfahren stand im Widerspruch mit unserer Überzeugung und deshalb können wir nicht mit ihnen gehen.

Aber auch auf die Seite der sogenannten Gemäßigten können wir uns nicht schlagen. Wir Provinzialen sind von etwas derberem Schlage und darum sind wir durchaus nicht damit einverstanden, wenn man die Rücksicht so weit treibt, daß man sich nicht mehr als katholische Partei zu proklamieren getraut. Scheut oder schämt sich denn der Liberalismus, seine Prinzipien, die Prinzipien von 1789, offen zu bekennen? u. s. f.“

Diese Darlegung war eine That! Überall im Lande wurde sie mit Beifall aufgenommen. Dr. Rittler wünschte ihm vom Gefängnisse aus Glück zu seinem Mannesmute und stellte sich in einer öffentlichen Erklärung sofort an die Seite Stöckls, indem er schrieb: „Die Art und Weise, wie Dr. Stöckl auftritt, ist ganz des Mannes und der Sache würdig, für welche er einsteht. Wir gratulieren ihm, und das ganze Bayernvolk, soweit wir es kennen, thut das Gleiche.“ Stöckls Taktik bahnte der Politik des goldenen Mittelweges, der Centrumspolitik, eine freie Gasse. Leider richteten sich gegen Stöckls Brust wie gegen jene des Arnold von Winkelried zahllose feindliche Lanzen. Der bisher Vielgeehrte wurde bald der Bestgehaßte in Bayern. Offen wurde von der extremen Partei die Parole ausgegeben: „Jetzt soll der Kampf gegen den Liberalismus ruhen; jetzt heißt es kämpfen gegen die feindlichen Brüder, kämpfen insbesonders gegen Eichstätt; kämpfen zunächst gegen Stöckl, den Mittelpunkt der verhaßten Bewegung.“ Die

nächste Folge war, daß in der Diöcese Eichstätt sämtliche Kapitel ihre volle Übereinstimmung mit Dr. Stöckls politischer Anschauung in der Ingolstädter Zeitung kundgaben. Aus dem Bösen war wieder einmal Gutes entstanden.

In die hochpolitische Arena des deutschen Reichstags stieg Dr. Stöckl zwar schweren Herzens, aber doch mutvoll nieder im Jahre 1878. Wenn er als Abgeordneter für Eichstätt-Weissenburg offen auch wenig hervortrat in dieser kampfbewegten Zeit, so fiel um so mehr sein Urteil in den Fraktionsberatungen ins Gewicht. Er war nach dem Zeugnisse eines Mitkämpfers der Mann, welcher durch sein strenglogisches Denken öfters „etwas mehr Licht" über manche Frage der Politik verbreitete.

Es fehlte nicht an Versuchen, den entschieden gesinnten Süddeutschen mit seinem hellen Kopfe, geraden Sinne und treffenden Worte hineinzuzerren in eine extreme Richtung. Dr. Georg Ratzinger erklärte in einem Briefe an den neugewählten Dr. Stöckl, daß er die Haltung des Centrums seit Mallinckrodts Tod für verfehlt halte, den Titel „Reichsfeind" acceptieren wolle und vom Centrum wünsche, daß es als reichsfeindlich sich ausgeben solle. Was Dr. Stöckl dazu sage? Dr. Stöckl gab die Antwort durch seinen rückhaltlosen Anschluß an das Reichstagscentrum.

Nach Ablauf von 3 Mandatsjahren war er froh, sein Mandat einem tüchtigen Laien abtreten und ungehindert wieder der Wissenschaft leben zu können. Jedoch vergaß er nicht mitzuarbeiten, daß die in Eichstätt für die katholische Sache gewonnene Position erhalten bleibe; deshalb trat er immer wieder in den Vereinen und öffentlichen Versammlungen als Redner auf mit einer Rührigkeit und Schlagfertigkeit, daß ihm von liberaler Seite das Zeugnis ausgestellt wurde: „Was Dr. Stöckl sagt, gefällt nicht allen; aber widerlegen kann ihn keiner." Mit aller Energie und mit allen Mitteln unterstützte

er die katholische Presse und befürwortete und beförderte rastlos die Gründung und Erhaltung der „Eichstätter Volkszeitung“.

Bewegte sich die geschilderte politische Thätigkeit in engeren Kreisen, so war er im Dienste einer gesunden Sozialpolitik thätig durch Abfassung epochemachender Schriften für die ganze wissenschaftliche Welt.

Allezeit haben die Philosophen auf das Fundament ihrer philosophischen Systeme politische Systeme aufgebaut, von Aristoteles angefangen bis herauf zu den Neudeutschen, deren Wissensbauten die Doktrin der Omnipotenz des Staates oder gar des Staatsgottes von vornehinein zum Ziele zu haben schienen. Kein Wunder also, wenn wir auch bei Stöckl einer eingehenden Darlegung der Sozial- und Rechts-Philosophie in seinem Lehrbuche begegnen, aber auch als weiteren Ausbau derselben Extrawerken von eminenter Bedeutung sowohl über die grundbildenden, unveränderlichen sozialen und rechtlichen Verhältnisse, als auch über jene ephemeren, welche aus der geschichtlichen Entwickelung der Völker herausgewachsen und einer steten Änderung unterworfen sind.

Wie ungeschmack, wie trocken erscheint doch nach dem schönen Jugendglücke der Absolventenzeit das Anfangsstudium der Philosophie! — Diese Lehre vom Begriffe, die man so hart begreift; diese Vorträge über das Urteil, deren Wert man nicht zu beurteilen vermag; diese Darlegung vom Schlusse, diese Wissenschaftlichkeit über die Wissenschaft u. s. f.: — man weiß anfangs gar nicht, was man damit anfangen solle. Aber siehe da! Fast unvermerkt führt der Faden der Doktrin in ein Gebiet, das immer konkreter, immer lebensvoller, immer praktischer wird, bis man auf einmal sich sagt: man hat mich auf steinigem Pfade auf eine wunderbare Höhe geführt, von welcher ich den Ausblick habe, ungleich herrlicher als jemals im Leben, in die höchsten Höhen des Himmels, in die tiefsten Thalgründe der Erde, in die verborgenste Arbeitskammer des Herzens und ganz besonders in das Gewoge des gesellschaftlichen Lebens

mit seinen kunterbunten Erscheinungen je nach der Art der Rechtsordnung, der Stände, der Familienordnung, der Staatseinrichtungen, der Völkerkultur. Auf diesem Standpunkte dankt man Gott, wenigstens wenn man eine Philosophie à la Stöckl hört, daß man die Mühen der ersten philosophischen Studien sich nicht gereuen ließ; man erkennt, daß ohne Philosophie kein gediegenes Fachstudium, heiße es wie immer, möglich ist.

Das Adlerauge Stöckls hat wie kein zweites die Zeitverhältnisse überblickt und durchschaut, und die goldfließende Feder Stöckls hat sie gezeichnet wie keine zweite, die Irrtümer sowohl und die breitgetretenen Irrwege des Lebens, als auch die Heilslehren und die verlassenen Heilswege und die Endpunkte, auf welche die Menschheit hingelenkt werden muß, falls sie ihre Bestimmung — **Seligkeit durch Dienst Gottes** — erreichen soll. Es giebt kaum eine soziale Frage, auf welche Stöckl nicht die beste Antwort gewußt und gegeben hat mit gleichzeitiger Brandmarkung der falschen, verderblichen Lösungsversuche. Jedes Moment, das zweckdienlich war, hat er beigezogen. So hat er z. B. lieblich geschrieben über die soziale Bedeutung des Marienkultus, über die christliche Heiligenverehrung und den modernen Kultus des Genies. Helle Begeisterung für die höchsten Ideale hat er in viel tausend jungen Seelen wachgerufen.

Gegnerische Einwendungen bekämpfte er so siegreich, daß Bischof Ketteler von Mainz einst den Ausspruch that: „Es ist mir noch kein so gewandter und schlagfertiger Polemiker vorgekommen wie Dr. Stöckl.“ So manchen Mitbruder, der die Feder zur Hand genommen, aber durch eine litterarische Fehde ins Gedränge gekommen war, hat er mit bewährter Meisterschaft aus der feindlichen Meute herausgehauen und herausgeholt — ein echter geistiger Haudegen ähnlich dem Helden, welcher auf dem Schlosse seines Geburtsortes einst gehaust hat, dem unerschrockenen Grafen von Pappenheim. Dank unserer katholischen Litteratur, Dank insbesonders der

Geistesarbeit Stöckls sind wir nicht im Dunkeln über das Wie? einer Lösung der sozialen Fragen; es giebt für uns nur diese Frage: „**Wer** wird die Lösung ausführen und wann?“ Die Antwort darauf liegt im Rate der göttlichen Vorsehung, welche jederzeit die rechten Männer zn erwecken weiß.

Neuntes Kapitel.

Der christliche Pädagog.

Die Erziehung der Jugend ist die Hauptaufgabe der Erwachsenen. Die Erziehung in die rechte Bahn zu leiten, das haben viele versucht. Die Kulturgeschichte nennt viele Pädagogen und viele pädagogische Werke, welche jedoch großenteils nicht auf christkatholischem Boden sich bewegen, auf völlig oder vielseits falschen Voraussetzungen beruhen und daher mehr oder minder wertlos sind. Freilich giebt es auch hervorragende katholische Erziehungslehren; natürlich sind diese weniger bekannt, weniger benützt, weniger geschätzt und weniger leicht in unseren Bibliotheken zu finden, als pädagogische Werke von Männern, welche absolut unfähig waren, andere zu erziehen, welche vielleicht gar, wie ein Rousseau u. s. f. gethan, ihre eigenen Kinder herzlos auf die Straße gesetzt haben, trotzdem aber soviel Herz und Sinn sich zumaßen, um der Welt Erziehungsvorschriften diktieren zu können. Es ist unendlich zu beklagen, daß unsere zukünftigen katholischen Erzieher so wenig bekannt gemacht werden mit den katholischen Erziehungsgrundsätzen, wie sie dargelegt wurden durch Christus und die christkatholischen Pädagogen, von denen wir nur nennen Sailer, Overberg, Jais, Gruber, Stapf, Hergenröther, Kellner, Ohler, Rolfus und Pfister, Dupanloup, Gaume, Christoph Schmid, Alban Stolz u. A.

Nachdem Dr. Stöckl 44 Semester lang den Lehrstuhl geziert hatte, griff er zur Feder, um auch seinerseits eine Er-

ziehungslehre zu schreiben. Wir müssen ihm für dies Beginnen recht dankbar sein; denn nicht leicht hat ein Anderer ein Werk abgefaßt, das so geeignet wäre wie das seine, gerade in der Hand des Akademikers zu prangen, welcher nicht das Detail des Unterrichts, namentlich nicht des Volksschulunterrichts, in weitläufiger Weise kennen zu lernen braucht, sondern sich damit begnügen kann, über Prinzipien des gesamten Erziehungswesens sich Klarheit zu verschaffen, um wissenschaftlich Rechenschaft geben zu können von deren Berechtigung und Notwendigkeit und dadurch in die Lage zu kommen, den pädagogischen Standpunkt, den er einnimmt, auch wissenschaftlich zu begründen und zu verteidigen gegen jene, die ihn bekämpfen. Die nähere Anleitung zum Schulhalten geben Methodik und Katechetik; allein nicht darum war es unserem Gelehrten zu thun, sondern um Feststellungen über das Wesen der Erziehung, über den Zweck derselben, über das Erziehungsamt und dessen Träger, über das gegenseitige Verhältnis von Kirche, Staat und Schule, über die Natur des Zöglings, über die Mittel der Erziehung und des Unterrichts im allgemeinen und über die verschiedenen Arten und Aufgaben der Schulen im besonderen. Dabei wußte er gleichwohl auf alle, auch die detailiertesten Verhältnisse, wie auf den Stufengang des Rechnenunterrichts in den Volksschulen, auf die Religionshandbücher an den Gymnasien, auf die Studentenverbindungen und wissenschaftlichen Graduierungen hinzuweisen und deren Beurteilung zu ermöglichen, nicht nach den Maximen der Mode oder der Laune, sondern nach den Normen einer gesunden Weltanschauung.

Der Philosoph Jos. F. Morney im Sankt Josephs-Provinzialseminar in Troy, N. J., machte sich anheischig, Stöckls Pädagogik selbst in Nordamerika zur Einführung zu bringen.

Dr. Stöckl war auch darüber sich klar, daß die künftigen Priester und Lehrer nicht bloß in der Theorie der Pädagogik sich vollkommen heimisch machen müssen, sondern daß auch die Geschichte der Pädagogik für dieselben Gegenstand aufmerksamsten

und eingehendsten Studiums sein muß. Mit Recht! Abgesehen davon, daß überall die Geschichte die natürliche Ergänzung und Vervollständigung der Theorie ist, lehrt gerade die Geschichte der Pädagogik, daß die Kirche, in der Überzeugung von den gefährlichen Folgen der Sittenlosigkeit und Unwissenheit, allezeit als die Mutter der Kultur und die Förderin der Schule sich bewährt hat, wobei sie jedoch die rechte Mitte zu halten bestrebt war und bestrebt ist zwischen Übermaß und Mangel. Die Kirche hat immer Bildung verbreitet, ohne aber sich zu verlieren in jene widernatürliche Schulwut, in welche der moderne Weltgeist sich verrannt hat.

Hätte der moderne Weltgeist in der modernen Gesellschaft nur noch einen Funken von Rechtsgefühl zurückgelassen, so müßte der Rückblick auf die Entstehung und historische Entwickelung der Schule die Verdrängung der Kirche aus der Schule, wie sie jetzt schrittweise angestrebt wird, als den brutalsten Raub, den je die Geschichte gesehen, erscheinen lassen. Das beweist Dr. Stöckls Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik haarscharf und auch dies, daß die Erziehung und ein wahrhaft erziehlicher Unterricht nur gedeihen kann unter dem Einflusse des Geistes, wie derselbe von der Kirche getragen und der Menschheit vermittelt wird und daß Katastrophen in der Kulturgeschichte immer auf die Schule als auf ihre Quelle zurückweisen.

Ein schlichter Volksschullehrer urteilte über Stöckls Geschichte der Pädagogik, daß sie leicht und angenehm sich lese wie ein Roman. Es ist in der That so.

Ein protestantischer Reallehrer aus Marburg schickte an Stöckl nach dem Erscheinen dieses Werkes ein Anerkennungsschreiben voll der Schmeicheleien und mit der Beigabe einiger kritischer Notizen.

Wie auf allen Gebieten der Philosophie im weitesten Sinne, so hat Dr. Stöckl insbesonders auch über pädagogische Fragen Monographien geschrieben und durch dieselben viel Nutzen ge-

schaffen. Hieher gehören seine Schriften über die Seminare und ihre Gegner, über Rousseau und seine Pädagogik, über die konfessionslose Schule im vorigen Jahrhundert, über Ehre, Lob und Belohnung als Erziehungsmittel, zu Herbarts Pädagogik, zu Schleiermachers Erziehungslehre, über den modernen Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien, zu Beneckes Erziehungslehre, über die Herbart'sche Psychologie, über Johann B. Graser und seine pädagogische Doktrin. Auch das letzte Werk, welches von seiner Hand in die Presse ging, gleichsam sein pädagogisches Testament, behandelte eine Frage der Pädagogik, nämlich „das Verhältnis der Pädagogik zu Religion und Philosophie". Der Schlußsatz dieses Büchleins lautet: „Pädagogik, Religion und christliche Philosophie gehören notwendig zusammen. Sie sind das Dreigestirn, das über der Erziehung leuchtet, den Pfad derselben erhellt und sie in den Stand setzt, das Endziel, zu welchem sie ihrer Natur nach hingeordnet ist, zu erreichen. Reiße dieses Dreigestirn auseinander oder lösche eines von denselben aus, dann hast du die Erziehung ins Dunkle gestoßen, und du darfst dich nicht beklagen, wenn sie auf verhängnisvolle Abwege sich verirrt."

Dr. Stöckl wollte durch dieses sein letztes Werk dem neu entstandenen, katholischen Lehrervereine seine Sympathie beweisen. —

Ein großes Verdienst hat Dr. Stöckl sich erworben mit seinem Schriftchen „Der moderne Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien". Darin ging er kühnen Schrittes vor gegen die damalige Unsitte, welche dem Gymnasisten (älterer Ordnung), als einem „in der Bildung Fortgeschrittenen", den Katechismus aus der Hand nahm und dafür ihm ein weitläufiges, streng systematisch-logisch und tief-theologisch aufgebautes Lehrsystem in einem dicken Buche, Stadelbauer oder sonstwie genannt, in die Hand drückte, welches unmöglich den Wald ersehen ließ vor lauter Bäumen. Stöckl anerkennt, daß diese Lehrbücher inhaltlich tadellos sein mögen, daß sie aber

pädagogisch, resp. didaktisch als unbrauchbar gelten müßten und daß es deshalb an der Zeit sei, endlich einmal ein offenes und freies Wort in dieser Sache zu reden.

„Wenn ein absolvierter Theologe," schreibt er, „seine gesamte Dogmatik und Moral im kurzen Auszuge wiederholen wollte, so würden wir ihm ein solches „Religionslehrbuch" aufs Beste empfehlen können; wenn aber ein Religionslehrer am Gymnasium es zu stande bringt, daß er 15- bis 19jährigen Schülern, die eines streng-wissenschaftlichen Studiums gar noch nicht fähig sind, weil alle Vorbedingungen dazu fehlen, in wöchentlich zwei Stunden bei aller Überladung dieser Schüler mit anderen Unterrichtsgegenständen, die als Hauptgegenstände für sie gelten, den Inhalt eines solchen Lehrbuches nach seinem ganzen Umfange zum Verständnis bringt: — dann ist er ein Mann, der das Unmögliche möglich machen kann, und wir streichen willig die Segel vor ihm."

Um das Unpädagogische eines solchen Lehrbuches sonnenklar darzuthun, zitierte Dr. Stöckl aufs Geratewohl aus Dr. Arthur Königs Lehrbuch die kosmologischen Gottesbeweise, welche beginnen:

1. Jede Bewegung in der Natur hängt von einer thätigen Kraft ab, die wieder von einer anderen in ihrer Thätigkeit bedingt ist u. s. f. Keine Spannkraft kann durch sich selbst in Thätigkeit übergehen. Nach dem Gesetze vom zureichenden Grunde muß nun, wie schon Aristoteles physic. I, 7, 6 erkannte, eine letzte, Alles bewegende, durch sich selbst seiende, selbst aber unbewegte höchste Ursache gedacht werden.

2. Nach der jetzt fast allgemein angenommenen Ansicht von Kant und Laplace —" genug davon!

Wir verstehen, daß ein solcher Religionsunterricht am Gymnasium einem Dr. Stöckl nicht gefallen konnte; sicher würde er einem heil. Petrus und Paulus auch nicht gefallen und einem Gymnasisten kann er erst recht nicht gefallen. Doch die systematischen Religionslehrbücher fanden ihre lebhaften Verteidiger. Es erschienen sofort viele Artikel und zwei Broschüren gegen Dr. Stöckl. Die Broschüre von Wilhelm Arenz, Pfarrer und Lokalschulinspektor irgendwo, war im Tone nobel, inhaltlich aber recht unstichhaltig; die zweite Broschüre verfaßte Dr. M. Schubach, Religionslehrer in Koblenz, ebenso leichtsinnig als batzig. Er machte lächerlich, was Stöckl nicht

behauptet hatte und ging soweit, zu behaupten, daß ein Katechismus für Mittelschulen wohl gut sei für die französische Jugend, aber nicht für die mehr wissenschaftlich veranlagte deutsche. So schrieb ein Rheinländer!! Als ob links vom Rheine der Katechismus, rechts davon aber das wissenschaftliche Lehrbuch angebracht sei à la „Nach der jetzt (!) fast (!) allgemein angenommenen (!) Ansicht (!) von Kant (!) u. s. f.“ Unser lieber Herrgott hat doch allerlei Kostgänger!

Mögen sie in anderen Ländern an den Mittelschulen Religionswissenschaft treiben; wir in Bayern freuen uns fast ausnahmslos, daß auf Dr. Stöckls Anregung hin aus diesen Schulen diese Unsitte verbannt wurde und der erweiterte Katechismus in einer entsprechend höheren Form der Katechese gelehrt wird. Es hat gewiß auch dieser Katechismus seine Mängel wie jedes Menschenwerk; allein es läßt sich nicht läugnen, daß er der Bildungsstufe eines Gymnasisten mehr entspricht als ein wissenschaftliches Lehrbuch und daß Dr. Stöckl mit vollem Rechte nochmal im Jahre 1893 gegen Dr. Walter, Religionslehrer in Landshut, ins Feld zog gegen die Hineinzerrung einer streng wissenschaftlichen Behandlung der Religionswahrheiten in eine Schule, in welcher die Pfade der Wissenschaft unmöglich schon beschritten werden können, vielmehr mühevoll erst angebahnt werden müssen.

Dr. Stöckl der Mann, welcher 88 Semester lang dociert hat, war gewiß berechtigt, in der Frage über ein geeignetes Lehrbuch mitzureden, zumal da er selbst viele Lehrbücher verfaßt hat, welche es seinen Schülern überaus erleichtert haben, die subtilsten in der Lehrstunde behandelten Gegenstände sich zum geistigen Eigentum zu machen.

Dr. Stöckls Vorgehen imponierte einem praktischen österreichischen Landpfarrer so sehr, daß er ihn brieflich bestürmte, er möge doch eine pädagogische Zeitschrift für die Mittelschulen herausgeben, wozu sich allerdings Dr. Stöckl nicht berufen fühlte.

Wie sehr Dr. Stöckl in der Pädagogik dem Geiste der Kirche entsprochen hat, dem Geiste der Welt aber entgegen war, das illustriert eine lebhafte Scene aus den Schuldebatten des Bayrischen Landtags anno 1896.

Oberlehrer Schubert, der Vorstand des liberalen Bayrischen Lehrervereins, machte bei diesen Debatten die Bemerkung, daß ein Professor eines Bayrischen Lyceums vor seinen Hörern, künftigen Priestern, die Ansicht vertreten habe, daß der Kirche nach göttlicher Anordnung ein volles Recht auf die Schule zukomme. Sogleich machte ein ehemaliger Schüler Dr. Stöckls laut und entschieden den Zwischenruf: „Dr. Stöckl! Sehr richtig!" — Aber beim Zeus! Wer wird so etwas wagen und noch dazu im Bayrischen Landtage! Die Strafe folgte auf dem Fuße. Abgeordneter von Vollmar, der Kampfgenosse Schuberts und des Lehrervereins in den Schulfragen, suchte nach seinem Zwicker, setzte ihn auf die Nase, holte sich mit seinen Blicken aus den Reihen der Volksboten den jungen Mann heraus, welcher am Ende des 19. Jahrhunderts noch mit Dr. Stöckl ein volles Recht der Kirche auf die Schule zu fordern wagte und — setzte sich. Dr. Stöckl und sein Schüler im Landtage waren gerichtet und vernichtet — wenigstens bis zum Auferstehungstage.

Zehntes Kapitel.

Lebensende.

Es war ein ergreifender Augenblick, als im Jahre 1888 nach der goldenen Jubiläums-Feier des Seminarbestandes im Marianischen Kongregationssaale zu Eichstätt Bischof Franz Leopold Freiherr Dr. von Leonrod zu den Seminaristen folgende Worte sprach: „Ein halbes Jahrhundert ist vorüber, ein zweites beginnt. Die Vergangenheit gehört uns, euch die Zukunft. Ihr habt heute gesehen, wie ernst es uns gewesen, mit welcher Liebe wir am Seminar heute noch hängen, und welche Liebe uns Priester umfängt. Es hat viele Opfer gekostet; aber wir haben sie nicht gefühlt; denn wir haben sie gerne gebracht. In diesem feierlichen Augenblicke übergebe ich nun euch, liebe Seminaristen, die Zukunft des Seminars. Bewahret dessen Geist und vererbt dessen ernste Disziplin und frommen Opfergeist als Heiligtum fort auf eure Nachkommen, auf daß ihr einst mit derselben Freude und Dankbarkeit das hundertjährige Jubiläum feiern könnt, mit der wir heute das fünfzigjährige gefeiert haben."

Der Eindruck dieser Worte zitterte noch in allen Gemütern fort, als Dr. Stöckl begann:

„Gestatten Euere bischöfliche Gnaden, daß zum Schlusse noch einer der Veteranen des Seminars, zugleich Mitglied des Festkomitee's, das Wort ergreift, um zu antworten auf die freundlichen Worte, die Sie heute an uns gerichtet, und die Gefühle auszusprechen, die uns alle beseelen. Fünfzig Jahre sind es, seitdem unser Seminar eröffnet worden. Fünfzig Jahreskurse also sind es, welche in dieser glänzenden Versammlung repräsentiert

sind; alle haben ihre Vertreter hieher gesendet, und so ist die Zahl der Teilnehmer an unserem Feste so groß geworden, wie wir vom Festkomitee es kaum zu hoffen wagten. Alle Lebensalter sind vertreten. Vom Grau des Alters geht es durch alle Mittelstufen herab bis zum Flor der Jugend — ein unvergleichliches Bild! Gewissermaßen zum Appell ist angetreten die alte Garde, gebildet aus all denjenigen, welche bereits als Priester im geistlichen Amte wirken, und neben ihr steht die junge Garde, repräsentiert in den Jünglingen und Knaben, die gegenwärtig im Seminar für das Priestertum erzogen werden.

Da sehen wir zuerst die alte Garde!

Wenn ich das Wort „alte Garde" ausspreche, so denke ich unwillkürlich an eine Armee, die vom Schlachtfelde zurückkehrt und sich um ihren Führer, um ihren Feldherrn sammelt. Vom Staube des Schlachtfeldes bedeckt, das Gesicht geschwärzt vom Pulverdampfe, ermüdet und ermattet bis zum äußersten schleppen sich die Krieger einher. Aber sowie sie ihres Feldherrn ansichtig werden, ist Alles vergessen; die ganze Kraft und Energie lebt wieder auf; jauchzend begrüßen sie den Führer, das Wort reicht nicht mehr aus, um ihrer Freude Ausdruck zu geben; es ist der Schrei des Jubels, der ihrer Brust sich entringt und dem Führer den Sturm ihres Innern kundgeben soll. Und wenn ich mich frage, welches denn der Grund dieses stürmischen Jubels sei, so werde ich antworten müssen: Es ist der Eine Gedanke, der sie Alle beseelt: Du hast uns geführt, und wir haben unsere Pflicht gethan! Habe ich Unrecht, wenn ich sage, daß die Freude, welche heute an unserem Feste auf dem Antlitze von uns allen, die wir zur alten Garde gehören, leuchtet, gleichfalls keinen anderen Grund hat als den, der sich in dem Worte ausspricht: Hochwürdigster Herr, Sie haben uns geführt, und wir haben unsere Pflicht gethan? Ja, dieses Bewußtsein, daß wir unsere Pflicht gethan, daß wir den Anforderungen, welche das Seminar, das uns erzogen und herangebildet, an uns stellen konnte und stellen mußte, entsprochen haben: dieses Bewußtsein ist es, welches uns zu diesem Feste herbeigezogen hat und uns nun mit so großer Freude erfüllt. Verschieden ist der Beruf, der uns durch Gottes Ratschluß zugefallen ist; die einen hat Gott berufen in die Seelsorge, die andern auf den Lehrstuhl, die dritten in ein anderes geistliches Amt; aber welchen Teil des Weinberges Gottes wir immer bearbeitet haben: wir waren stets bestrebt, der Aufgabe, die uns geworden, mit bestem Wissen und Gewissen zu entsprechen. Es sei ferne von uns, daß wir uns dessen rühmen wollten. Wenn wir auch von den sittlichen Motiven, die uns den Selbstruhm verbieten, absehen wollten, so wären wir ja schon zu alt dazu, um an solch eitlem Selbstruhm Gefallen finden zu können. Nein, wenn ich sage: wir haben unsere Pflicht gethan, so sage ich es aus Dankbarkeit; aus Dankbarkeit gegen dieses Haus, das uns erzogen und herangebildet hat, daß wir unsere Pflicht erfüllen konnten und zugleich den Willen hatten, sie zu erfüllen. Diesem Hause also, unserem Seminar, möge das Verdienst unserer Pflichterfüllung bleiben,

ihm wollen wir es zurücklassen. Wir aber wollen selbstlos von dannen gehen und still und geräuschlos, wie bisher, unserem Berufe weiter leben.

Aber die alte Garde stirbt. Sie stirbt nicht mit einem Mal; aber Jahr für Jahr reißt der Tod Lücken in ihre Reihen. Wenige Wochen sind es, da haben wir eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der alten Garde zu Grabe geleitet. Es ist der hochwürdigste Herr Dompropst Suttner. Er war einer der edelsten Menschen, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind; in den trübsten Jahren meines Lebens ist er allein mir in treuer unentwegter Freundschaft zur Seite gestanden; er hat das Vertrauen des gesamten Klerus in einem Grade genossen, wie nicht leicht einer. Der Tod hat ihn uns entrissen, und wie ihn, so entreißt er uns Jahr für Jahr liebe und treue Gefährten. Aber wenn die alte Garde stirbt, so muß an deren Stelle die junge Garde auf den Kampfplatz treten.

Und das führt mich zur jungen Garde. Ich liebe sie, diese junge Garde. Seit achtunddreißig Jahren stehe ich als Lehrer in der Mitte der Jugend, und ich hätte diese ganze Zeit hindurch mit niemandem getauscht. Man sagt, wer immer mit der Jugend umgeht und verkehrt, bleibt selbst jung. Es ist etwas Wahres an diesem Worte. Wenn ich mich im Kreise meiner jungen Hörer bewege, so kommt es mir vor, als sei ich selbst wieder jung, wenn nur nachträglich nicht der graue Kopf wieder alle Illusion zerstören würde. Was ist es nun aber, was ich Ihnen von der jungen Garde im Namen der alten Garde, die hier vor Ihnen steht, heute sagen möchte?

In Ihrer Hand soll dereinst die Fahne, welche heute die alte Garde trägt, übergehen, wenn diese sterbend dahinsinkt. Sie sollen sie dann eben so mutig und ruhmvoll durch die Stürme des Lebens tragen, wie solches die alte Garde zu thun von je bestrebt war. Sie sollen unter derselben die Welt erobern für das Reich Gottes. Das wird Ihre Aufgabe sein. Die alte Garde hofft, ja sie erwartet von Ihnen, daß Sie all Ihre Kraft setzen werden an die Lösung dieser Aufgabe. Sie schaut auf Sie als auf die Hoffnung der Zukunft. So thun Sie denn alles, um dieser Hoffnung, dieser Erwartung der alten Garde zu entsprechen! Bereiten Sie sich in diesem Hause vor auf das Priestertum mit all jener freudigen Begeisterung, deren das jugendliche Herz fähig! Fürchten Sie den Kampf, den Sie mit sich selbst zu kämpfen haben, nicht! Wir von der alten Garde haben alle diesen Kampf durchgekämpft, und es ist keiner von uns daran zu Grunde gegangen. Ein Ideal, namentlich das priesterliche Ideal, kann und soll nur durch Kampf errungen werden. Wem es ganz von selbst in den Schoß fällt, in dem kommt es selten zu vollkommener Entwickelung und Gestaltung; ja es ist in solchen Händen nicht einmal sicher. Nur aus dem härtesten Seelenkampfe ist ein heiliger Augustinus herausgeboren worden. Darum nochmal, scheuen Sie den Kampf nicht, damit Sie einst mit starker Hand die Fahne des Reiches Gottes aufnehmen und ruhmvoll unter derseben die Schlachten des Herrn schlagen können!

So möge denn dieses heutige Fest für alle Zukunft eine liebe Erinne-

rung sein für die Männer von der alten, und eine Aufmunterung zum freudigen Streben nach dem priesterlichen Ideal für die jugendlichen Gestalten von der jungen Garde!

Und nun gestatten Euer bischöfliche Gnaden, daß ich den Teilnehmern an unserem Feste, mögen sie der alten oder der jungen Garde angehören, die Zunge löse. Es wogt in ihrer Brust; ich weiß es. Sie wollen nicht stumm von dannen gehen, und sie sollen es auch nicht. Ich weiß es zwar, daß ich aus aller Herzen gesprochen habe; aber mögen sie es selbst bestätigen! Mögen sie es selbst bestätigen dadurch, daß wir unseren Führern, den beiden hochwürdigsten Bischöfen, die in unserer Mitte stehen, daß wir dem Hause, dem wir unsere Erziehung verdanken, daß wir den Vorständen desselben, den früheren und den jetzigen, gleich einer vom Schlachtfelde zurückkehrenden Kriegerschar, ein jubelndes, jauchzendes und brausendes Hoch bringen. Ich rufe daher: Hoch! Hoch! Hoch! — Dixi."

Diese Ansprache bekundet mehr als anderes Dr. Stöckls Stellung in der Diöcese Eichstätt, seine Ehrfurcht gegen den Oberhirten, den Bischof, seine glühende Liebe zum Seminar, sein inniges Verwachsensein mit dem Klerus des Bistums, seine Freundestreue bis übers Grab und die innersten Triebfedern seines Thuns und Lehrens.

In der Abendunterhaltung, welche dieser Festfeier folgte, gaben die Schüler und Freunde Stöckls ungemacht zu erkennen, wie sehr sie alle ihn achteten und liebten. In einem jubelvollen Toaste verherrlichten sie ihn als den „Urseminaristen", und da Stöckl die Führerrolle über die alte Garde schon vergeben hatte, so wurde er scherzweise als „Feldwebel der alten Garde" ausgerufen dank seiner markigen Figur, seiner biderben Umgangsform und seinem guten Herzen.

Dr. Stöckl erlebte in voller Rüstigkeit auch noch das goldene Jubiläum des Lyceums; doch war er jetzt schon in die siebziger Jahre eingetreten mit den ahnungsvollen Worten: „Den Siebener fürchte ich; er sieht aus wie ein Galgen, an dem ich aufgeknüpft werde." — Der Winter des Jahres 1894/95 brachte wirklich unserem ehrwürdigen Greise eine lange, schwere Krankheit. Doch als der Frühling wiederkam, da kehrte auch scheinbar seine volle Körperkraft wieder; dem Geiste unseres Geisteshelden vermochte ohnedies das Alter nichts anzuhaben.

Das ehemalige Benediktinerheim Plankstetten mit seinen schönen Wohnräumen, seinen herrlichen Gärten, mit seinem Wiesengrün, seinen Buchenwäldern und besonders mit seinem freundlichen Hausherrn und jovialen Hausfreunden schien vollenden zu dürfen, was der Frühling begonnen hatte. Nur eine Fußwunde, die ganz klein begonnen hatte, wollte nicht heilen. Im Sommersemester 1895 konnte unser Professor seine Vorlesungen wieder aufnehmen, fortführen und vollenden. Sobald es geschehen durfte, eilte er wieder nach Plankstetten in die Ferien. Diesmal aber machte er vorher sein Testament. In seinem lieblichen Wohnzimmer, an einem höchst einfachen Eichentische sitzend, schrieb er die Vorrede zu seiner Apologetik, einem Werke, womit er seinem philosophischen Wissensbau Schlußstein und Krönung gab; aber zugleich schrieb er an seinen Bischof das Gesuch um gänzliche Enthebung von seinem Lehramte und erneuerte es, als der Bischof, wie begreiflich, zögerte, die altbewährte Lehrkraft ganz und gar zu missen am Lyceum. Als der ergraute Lehrmeister im Kreise der Freunde zu Plankstetten es erzählte, daß er aufgehört habe, Professor zu sein und als daraufhin seine Freunde und Schüler dies mit herzlichen Worten bedauerten, da wurde Stöckl für einige Minuten merkwürdig still, blickte abseits und suchte seine Thränen, die beredten Zeugen der Schwere seines Abschieds vom Lehrstuhl, zu verbergen. Der dies schreibt, hat's gesehen. Ein anderer aber sprach: „Ohne Professur wird wohl Stöckl nicht lange mehr leben."

Früher als er geplant hatte, kehrte er in die Bischofsstadt zurück. Die Alumnen des Seminars wollten eine Abschieds- und Dankes-Feier veranstalten: — er lehnte ab. Es wäre ihm wohl zu schwer geworden. Dagegen folgte er gerne einer Einladung seiner Kollegen am Lyceum zu einem Abschiedsmahle im Seminar. So jugendlich-froh wie damals hatte man ihn lange nicht mehr gesehen. Nur zögernd verstand er sich zum Heimgehen, als ob er geahnt hätte, daß er die trauten Räume des Seminars, die Zeugen seiner glücklichen Jugend-

jahre und seiner überaus bedeutsamen Lehrthätigkeit, nie mehr betreten werde.

Wer ihn von jetzt ab täglich in den Chor gehen sah, bemerkte täglich deutlicher, daß des Mannes Kraft gebrochen sei. Und doch gönnte er sich keine unthätige Muße. Einige kleinere Artikel für das Kirchenlexikon und eine größere Abhandlung für eine pädagogische Zeitschrift wurden die Zeugen seiner litterarischen Thätigkeit bis in den Tod.

Der Allerseelentag des Jahres 1895 dämmerte düster. Die schweren Domglocken luden ein zum Gebete für die Abgestorbenen. Stöckl folgte dem Rufe und betete mühsam mit im Chore. Das Requiem begann. Da verließ der gebeugte Greis fast unbemerkt seinen Chorstuhl und während die Sänger sich anschickten, zu singen: lux aeterna luceat ei, betrat er den halberhellten Kreuzgang, dessen Steinfiguren viele und große Männer decken, Männer, welche hohe Verdienste um die Diöcese des heil. Willibald sich erworben haben. Jetzt durchschritt diese stummberedten Reihen einsam, mühsam, krank ein Mann, der bald sein sollte, was jene sind, nachdem er im Leben vielleicht hinter keinem dieser Toten an Bedeutung zurückgeblieben war. Er schleppte sich in sein Arbeitszimmer, um seine Erdenlaufbahn zu vollenden. „Es ist mir, als ob meine Kräfte von mir wegfließen würden,“ so sprach er zum Arzte. Der Arzt wußte wohl die Krankheit zu benennen (Zuckerruhr); aber es stand ihm kein Mittel zu gebote, um die schwindenden Kräfte aufzuhalten. Der himmlische Arzt dagegen stärkte in der heiligen Wegzehrung die Seelenkräfte des Sterbenden für den letzten Kampf. Als sie ihm dies Unterpfand der künftigen Auferstehung und ewigen Seligkeit gereicht hatten, da begann sein Geist den unverschleierten Einblick in die andere Welt zu nehmen und für die irdische sich zu verschließen. Fiebernd rief er nur einmal noch: „Laßt mich ans Pult; laßt mich noch etwas schreiben!“ Das war sein letztes Wort! Dann entrang sich sein Geist unter den Segnungen der Kirche sanft der

gebrochenen körperlichen Hülle. Sein Sterbetag war ein Freitag: der 15. November 1895, also eben jener Tag, an welchem in manchen Diöcesen das Fest seines großen Namenspatrons und Vorbildes, Albertus des Großen, gefeiert wird.

Wenigen wird es vergönnt sein, so vollkommen geordnet alle Lebensverhältnisse abzuschließen wie Dr. Stöckl. Sein Zeitliches war geregelt in einem Testamente; die Summe seiner philosophischen Werke war eben abgeschlossen nach einer 50jährigen Schaffenszeit; das Lehramt war fortgeführt in Treue, gerade bis Ersatz gefunden war; das Heil der Seele war gesichert durch den Empfang der heiligen Sterbesakramente.

Die Kunde vom Ableben Stöckls trug die große Domglocke über den Burgfrieden der Stadt hin; der Telegraph brachte sie entfernten Freunden; die Tagesblätter der verschiedensten Richtungen meldeten sie dem ganzen Lande; kurzgefaßte Lebensskizzen erklärten die Tragweite dieses Ereignisses. Das Pastoralblatt der Diöcese brachte folgenden Erlaß:

Franz Leopold,

durch Gottes Barmherzigkeit und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade

Bischof von Eichstätt,

entbietet dem gesamten ehrwürdigen Klerus seiner Diöcese Gruß und Segen in Christo!

Noch sind keine zwei Jahre verflossen, seitdem die Diöcese den herben Verlust des Dr. Schneid betrauert hat, und schon ist wieder ein Mann aus unserer Mitte geschieden, der von Jugend auf in noch innigerem Verbande mit der Geschichte der Diöcese stand und nicht geringeren Glanz über Unser Seminar und Lyceum verbreitet hat. Wir meinen den dahingeschiedenen Hochwürdigen Domkapitular und Lycealprofessor Dr. Albert Stöckl.

Alle jene Priester, welche wie Wir das Glück hatten, bald nach Gründung des Seminars in dasselbe aufgenommen zu

werden, erinnern sich wohl noch mit Vergnügen daran, welche Achtung Stöckl schon damals unter uns genoß und wie derselbe sowohl durch sein reiferes Alter als noch mehr durch sein gediegenes Wissen immer an der Spitze der Seminaristen gestanden ist.

Als junger Priester an das kurz zuvor errichtete Lyceum dahier berufen, erwarb er sich bei seinen zahlreichen Schülern durch seine geistreichen und klaren Vorträge ungeheuchelte Dankbarkeit und hohe Verehrung und ward bald eine Zierde der ganzen Anstalt. Sein ungewöhnliches Talent, gepaart mit unausgesetztem Studium und unermüdlichem Fleiße, hat seinem Namen vorzüglich durch seine zahlreichen Werke auf dem Gebiete der Philosophie einen so ausgebreiteten Ruf verschafft, daß derselbe nicht bloß über die Grenzen Deutschlands hinaus allgemein bekannt wurde, sondern selbst in den entferntesten Ländern und in anderen Weltteilen mit großer Verehrung genannt wird. Die Folge hiervon war, daß Dr. Stöckl sich nach und nach unter den katholischen Gelehrten der Jetztzeit eine ähnliche Stellung eroberte, wie er sie einst als Knabe im Seminar unter Seinesgleichen eingenommen hat.

Allein dasjenige, was dem Domkapitular Dr. Stöckl in Unseren Augen den höchsten Wert verlieh, war nicht so sehr seine seltene Gelehrsamkeit, als vielmehr seine kindliche Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das hiesige Seminar, in dem er erzogen wurde, und an das Bischöfliche Lyceum, dem er bis an das Ende seines Lebens alle seine Kräfte widmete.

Seine Lehrthätigkeit an letzterem begann mit Opfern. Wohl wissend, mit welch finanziellen Schwierigkeiten das Bischöfliche Lyceum damals zu kämpfen hatte, begnügte er sich wie die anderen Professoren mehrere Jahre hindurch mit einem Gehalte von 200 fl. nebst freier Station im Seminar und legte dadurch den Grund zu jener edlen Gesinnung, welche ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete, und von der auch sein letzter Wille Zeugnis ablegt.

Das ganze Vermögen, welches er sich bei seinem Riesenfleiße und seiner staunenswerten Fruchtbarkeit als Schriftsteller erworben und durch Einfachheit des Lebens und weise Sparsamkeit vermehrt hat, hinterließ er dem Seminare und zwar in Form von Freiplätzen, um hiedurch auch anderen Knaben in Zukunft das Glück zu ermöglichen, in dem Seminare des heil. Willibald eine gute Erziehung und eine entsprechende Vorbereitung zum Priesterstande erhalten zu können.

Indem Wir dieses euch, vielgeliebte Mitbrüder im Herrn, kund thun, können Wir nicht umhin, dem Dahingeschiedenen im Namen der Diöcese und des Seminars aus ganzem Herzen Unseren innigsten Dank hiermit öffentlich auszusprechen für alles, was er im Leben und im Tode für Eichstätt gethan hat. Wenn Dr. Stöckl bisher schon die ungeteilte Achtung und Verehrung des ganzen Diöcesanklerus in hohem Grade genoß, so wird seine Hinopferung für die edelsten Diöcesanzwecke beständig unser Vorbild bleiben und das dankbare Andenken an den Verstorbenen mit uns nicht zu Grabe getragen, sondern ein wertvolles Erbteil späterer Generationen werden. Insbesondere wird das hiesige Seminar seinen Wohlthäter und das Bischöfliche Lyceum seinen gefeierten Professor nie vergessen und seinen Namen noch in später Zeit mit Stolz nennen. . . .

Eichstätt, den 25. November 1895.

† **Franz Leopold.**

Von den Kundgebungen der Teilnahme am Tode Stöckls aus nah und fern sei nur erwähnt ein Telegramm des greisen Bischofs Ignatius von Regensburg, der das heilige Meßopfer zu feiern versprach am Tage der Beerdigung desjenigen, der vor langer Zeit sein begabtester Schüler und im späteren Leben sein Freund, seine Freude, sein Stolz gewesen.

Draußen an der östlichen Friedhofmauer zu Eichstätt, im Schatten des Kreuzes, wurde, was sterblich war von Dr. Stöckl, am 18. November 1895 zur Ruhe bis zum Auferstehungstage

eingesegnet durch den rühmlichst bekannten Domdekan Reindl, über dessen Stirne selbst die Schatten des Todes sich bereits gelagert hatten, der als der Nächste nach Dr. Stöckl aus dem Eichstätter Domkapitel durch den Tod abberufen werden sollte. In der Trauerrede schilderte er beredt den Lebensgang, den Lebensberuf und die Erfolge des Dahingeschiedenen mit Zugrundelegung der Worte: Ego sum via, veritas et vita!

In tiefster Wehmut schieden vom Grabe Stöckls der Bischof der Diöcese, die kleine Zahl der Jugendfreunde des Verewigten und die große Zahl seiner anwesenden Schüler und Verehrer: — der schönste Kranz um seinen Sarg. Als des anderen Tages wieder wie am letzten Allerseelentage der Chor die Worte sang: lux perpetua luceat ei, da war kein Altar im Dome, an dem nicht ein Priester, kein Plätzchen in den Betstühlen, an dem nicht ein frommer Beter eingestimmt hätte: lux perpetua luceat ei: das ewige Licht leuchte ihm!

Dem verewigten Lehrer.

(Akrostichon-Sonett.)

Altmühlberge trugen Trauerschleier,
Ließen Tau wie Thränen niederschauern
Bei des besten Lehrers Totenfeier. —
Eine Eiche sank in Eichstätts Mauern:
Ruhmvoll stand und sank sie — und wir trauern;
Treibt der Sturm ja ohne Stern und Steuer
Unsern Kahn. — Doch tröstet mild die Leier:
„Seine Schöpfung wird Äonen dauern!
„Sterbend ist er Lehrer euch geblieben.
„Treu der Weisheit Segenspfad zu lieben:
„Öfters, allzeit hat er dies geboten!
„Christus lohnt es ewig jetzt dem Toten,
„Krönet ihn mit lichten Kronen drüben,
„Lohnt ihm reich sein Lehren und sein Lieben.“

Högl